

Christine Stridde (Zürich)

„Skandal. Liebesbriefe waren gefälscht.“¹

Zur Logik des Briefeschreibens in den Minnereden

1 Problemhorizont

Als Medium der Distanzkommunikation war und ist der Liebesbrief in allen Zeiten geradezu prädestiniert, um die aus moralischen, ethischen, sozialen, religiösen oder auch nur geographischen Gründen verhinderte Liebe zwischen zwei Menschen dennoch auszuagieren. Im Liebesbrief manifestiert sich das Paradox, dass er einerseits Gefühl und Begehren des Liebenden zwar in Vollkommenheit widerspiegeln soll, er andererseits aber vor dieser Vollkommenheit notwendigerweise zu verstummen hat, da jede diskursive Durcharbeitung zur kommunikativen Bewältigung geriete und daher hinter dem Tatsächlichen jederzeit zurückbleiben muss und auch soll. Ist die physische Begegnung zwischen den Liebenden keine Option, kann das Begehren umgekehrt nur qua Brief ausgelebt werden. Strategien überbordender und sich endlos steigernder ästhetischer Verfeinerung fingieren zwar in gewissem Maße die Entzeitlichung des Begehrens, antizipieren eine Transzendierung des Gefühls und vermögen das Paradox vielleicht gar einzudämmen. Dadurch, dass diese Strategien aber unfähig sind, das Paradox aufzulösen, stellen sie es erst recht auf Dauer. Das heißt aber auch, dass es den authentischen Liebesbrief – überspitzt formuliert – ohne eine in hohem Maße literarisierte Formelhaftigkeit und einer damit eng zusammenhängenden Exemplarizität gar nicht geben kann. Selbst die letztlich ernüchternde Entwicklung des Briefwechsels zwischen Abaelard und Heloise, dem wohl berühm-

1 Das Zitat ist eine Abwandlung des Titels des Beitrags OLTIMANN 1979.

testen Briefliebespaar des Mittelalters, von leidenschaftlichem Begehren (jedenfalls von ihrer Seite) zu theologischen Reflexionen und pragmatischen Erörterungen in Sachen Klosterverwaltung, die ja außerdem auf Abaelards wohl kalkulierte Inszenierung zum Zwecke seiner Rehabilitation zurückgeht, sprechen für die im Grunde erfolglose Vereinbarkeit von Brief und Liebesbegehren.²

Dennoch – oder vielmehr gerade deshalb – bedient sich die höfische Literatur in Epik und Lyrik des Briefs als Textform und Medium sowie des Briefeschreibens als ein zentrales Motiv des Erzählens von der Liebe. „Die Briefe sagen, bewirken, motivieren Dinge, die auf andere Weise – wegen der räumlichen Trennung der Schreibenden – nicht gesagt, bewirkt, motiviert werden könnten oder jedenfalls nicht so gut.“³ „Nicht so gut“ meint auch das spezifisch zweifache Potential des Briefes, welches er als eine besondere Form von Textualität entfaltet. Mittels der vielgestaltigen Materialität der Briefe – man denke nur an die in kleine Holzspäne geritzten Nachrichten in Gottfrieds ‚Tristan‘, die Tristan und Isolde im fließenden Bach einander schicken – können die Partner eben auch auf taktile Weise miteinander in Kontakt treten. Diese Möglichkeiten mögen begrenzt sein, jedoch gilt dies weder für die Phantasie der Liebenden, die Materialität der Briefe mit immer neuen Semantiken aufzuladen, noch für das Vergnügen, welches die Romanautoren und ihr Publikum am Erzählen davon haben. Gleichzeitig ist der Brief selbst als Textform aufgrund seiner kommunikativen und ästhetischen Funktion für die zwischenmenschliche Liebe als literarischer Typus⁴ eng verknüpft mit der Liebeslyrik, die den frühesten volkssprachlichen Texten unabhängig von der lateinischen *Ars dictaminis* als Formel- und Motivarsenal dienen konnte. Wenn Gottfried von Straßburg im Hinblick auf Isoldes Bildung das Dichten von Briefen und Kanzonen in einem Atemzug nennt,⁵ hat er eben diese wechselseitige Bedingtheit von Lyrik und Brief im Blick.

2 Vgl. dazu die in Anm. 29 zitierte Literatur.

3 BRACKERT 1974, S. 4, Anm. 10.

4 Ich vermeide den in diesem Zusammenhang schwierigen und nicht selten polemisch diskutierten Begriff der Gattung; vgl. dazu bes. SCHULZ-GROBERT 1993 mit der dort zitierten Literatur.

5 *Sie kunde [...] brieve und schanzüne tihten, | ir getihte schöne slihten, | si kunde schriben unde lesen* (V. 8137–8141). Zitiert nach: KROHN 1998.

Es gibt Briefe in Liedform,⁶ beim Minnesänger Taler sogar als eine Art singendes Telegramm,⁷ und umgekehrt Lieder, die Briefe thematisieren, in Teilen solche einschließen⁸ und so weiter.

Dass mittelalterliche Liebeslyrik und epischer Liebesbrief so eng aufeinander bezogen sind, bedingt, dass sie ihre Motivation leicht aus sich selbst heraus gewinnen können, ohne schließlich auf ein Narrativ angewiesen zu sein. Die Literaturgeschichte des Liebesbriefes verzeichnet nämlich, Helmut Brackert hat dies anschaulich gezeigt, eine zusehende Verselbständigung des Briefes aus dem epischen und lyrischen Zusammenhang hin zu einem eigenständigen Texttyp, der sich thematisch allein auf das Wesentliche, nämlich die Minne, reduziert, welche „die einmalige, individuelle Grunderfahrung [...] exemplarisch ausdrückt, im Gesellschaftlich-Überindividuellen fest[]macht und [aufhebt]“.⁹ Das kann nicht sehr überraschen: Eine singuläre Situativität des Liebesbriefes in der deutschen Epik war ohnehin von Anfang an schwach ausgeprägt, jedenfalls was neben dem szenischen Zusammenhang den eigentlichen Briefinhalt anbetraf. Selten sind schon die Namen der Beteiligten genannt, die *narratio* entfällt regelmäßig ganz und die *petitio* besteht bloß aus einer kurzen allgemeinen Bitte, welche sich mittels allgemeinsten Minneformeln um das liebende Gedenken, Hilfe und den erhofften Minnelohn dreht. Das ist bei Lavinia und Eneas in Heinrichs von Veldeke ‚Eneas-

6 Darauf verweist etwa Ulrich von Lichtenstein, vgl. LACHMANN 1841: *diu wol gemuote danne gie in ir heimlich, dâ si las swaz an dem brief geschriben was. Den brief diu sîeze wol getân las: dâ stuonden diu liet an* (57,21-24).

7 BARTSCH 1886, S. 69: Der Taler 3.I: *Küenzlîn, bring mir mînen sanc | der minneclîchen frouwen, | nâch der mîn sendez herze ie ranc: | daz hât si mir verhouwen. | Ahî, solt ich die schœnen noch nâch mînem willen schouwen! | bring ir den brief und sing ir ûf gedæne. | du maht vil gerne loufen dar, dû sæh nie wîp so schœne.* Der brieflichen Zustellung des Liedes geht scheinbar eine Ablehnung des konventionellen Sangs von Angesicht zu Angesicht voraus. Der Brief soll Wegbereiter sein, die Dame ‚gefügig‘ bzw. dem Sänger/Briefeschreiber wohlgesonnen zu machen, damit er sich anschließend nâch mînen willen schouwen kann. Allerdings hat der Absender wohl gerade darum Schwierigkeiten, einen Boten für sein Lied zu finden, trotzdem er sie mit sexuellen Anspielungen versucht zu überreden.

8 *Dir enbiutet, edel rîter guot, | ein wrowe, der dîn scheinen tuot | also herzeclîchen wê. | nu lis den brief, er seit dir mêt, | Waz dir enbiutet, | diu dich ze herzen triutet* (Namenlose Lieder, MF XIII). Zitiert nach MOSER/TERVOOREN 1988.

9 SCHIENDORFER 1988, S. 71. Zu diesem Zusammenhang vgl. SCHNELL 1981, bes. S. 265 und SCHULZ-GROBERT 1993, S. 4.

roman‘ so,¹⁰ bei Gramoflanz und Itonje in Wolframs von Eschenbach ‚Parzival‘,¹¹ bei Willehalm und Amelie in Rudolfs von Ems ‚Willehalm von Orlens‘, bei Wilhelm und Aglye in Johanns von Würzburg ‚Wilhelm von Österreich‘, bei Otto und Adelheid jedenfalls im ‚Herzog Ernst D‘¹² und so weiter. Gegenüber den lateinischen Briefgedichten¹³ sind die Briefe der höfischen Epik ganz offensichtlich nicht einmal dazu gedacht, „einen konkreten Anlaß zu fingieren [...], ein Liebesverhältnis anzubahnen, noch findet sich in der Regel eine Bitte um ein zeitlich oder lokal fixiertes Stell-dichein; die Minnebriefe danken nicht für ein Treffen, das stattgefunden hat, noch wird durch sie jemals eine Bindung gelöst.“¹⁴

- 10 Es handelt sich um den ersten Minnebrief in der deutschen Romantradition, welchen Lavinia an Eneas in Heinrichs von Veldeke ‚Eneit‘ schreibt: ‚ez enbüet Lavine | Ênêase dem rîchen | ir dienst innechlichen, | der is ir vor alle man, | wande sim baz gûtes gan, | dan allen den dies ie gesach, | und si sîn vergezzen niene mach | weder spâte noch frû. | unde enbüet im dar zû, | daz her der rede si gewis | und vil wol gedenke des, | daz diu minne vil getût‘ (V. 10794ff.); zitiert nach KARTSCHOKE 1997. Abgesehen von der Namensnennung ist der Brief vollkommen allgemein gehalten. Spezifisch und den situativen Umständen der erzählten Welt angepasst ist dagegen die Schreibsituation (V. 10785–10791) und der lang auserzählte Versand (V. 10807–10917), der Mittels eines Pfeils aus dem Fenster hinab zum Geliebten bewerkstelligt werden muss. Vgl. dazu BUSSMANN 2008. Eine solche Szene, wie Briefe qua Pfeilschüssen ausgetauscht werden, verbildlicht etwa die Autorenminiatur zu dem von Trostberg im Codex Manesse (Cpg 848, fol. 255^r).
- 11 Im für die Tradition und die Ausbildung des Musters maßgebenden Brief von Gramoflanz an Itonje (715.1–30) in Wolframs ‚Parzival‘ fehlen die Namen der Betroffenen dann schon ganz, wodurch sein Potential zur Exemplarizität schon voll ausgeprägt erscheint und daher auch verständlicherweise die Eigenständigkeit der Gattung massiv befördert und beeinflusst hat. „Das Ergebnis ist ein Briefformular, wie es an jeder anderen Stelle des Romans unter beliebig anderen Umständen erscheinen könnte.“ (BRACKERT 1974, S. 5) Die Briefe von Gahmuret an Belakane (55.21ff.) sowie von Amphlise an Gahmuret (76.23ff.) sind hingegen anders veranlasst, woraufhin ihr Inhalt entsprechend kontextualisiert und sie deshalb nicht eigentlich als Liebesbriefe zu bezeichnen sind.
- 12 Im anonym überlieferten ‚Herzog Ernst B‘ (vgl. SOWINSKI 1979) stellt sich der Brief zwar als Werbungsschreiben dar, jedoch ist der „imperiale[] Duktus“ (BRACKERT 1974, S. 2) derart vordergründig, dass von einem Minnebrief (noch) nicht gesprochen werden kann. Erst im ‚Herzog Ernst D‘ „wird er, im Kontext einer neuen literarischen Traditionsbildung, umgeformt zu einem regelrechten, d.h. bestimmte konstitutive Funktionsmerkmale aufweisenden Exemplar dieser Gattung“ (BRACKERT 1974, S. 3).
- 13 Vgl. dazu unter anderem ROCKINGER 1863; RUHE 1975; BOND 1986 und ders. 1995.
- 14 BRACKERT 1974, S. 7.

Bezeichnend für diese Entkontextualisierung aus dem epischen Narrativ und den literarischen Stilisierungsprozess ist etwa die Briefkommunikation zwischen Wilhelm und Amelie in Rudolfs von Ems ‚Willehalm von Orlens‘.¹⁵ Da die Liebenden getrennt voneinander sein müssen – sie in England, er auf dem Festland auf Turnierfahrt –, bleibt ihnen nichts weiter als das Briefeschreiben, um ihr gegenseitiges Minnebegehren auszuagieren. Und so beschränken sie sich in ihren schriftlichen Liebesbezeugungen, die poetisch kaum ausgefeilter und formelhafter sein könnten, allein auf sie.¹⁶ Möglicher Liebesvöllzug und Minnekommunikation sind wie in der höfischen Lyriktradition in eins gesetzt,¹⁷ auch „über die Erfordernisse des epischen Vorgangs hinaus“.¹⁸ Ist es darüber hinaus erforderlich pragmatische Informationen auszutauschen, übernimmt dies signifikanterweise anstelle des üblichen Briefes ein Bote, der die Mitteilungen mündlich überbringt.¹⁹ Hervorstechend für diese Reduktion allein auf das Thema der Minne und des Begehrens ist daher auch der Wegfall der *narratio*, also des sachlichen Teils, an dem sich anhand kontextueller Parameter der eigentliche ‚Sitz im Leben‘ des Briefes bestimmen ließe. Die *petitio* als direktes Werbungsanliegen wird deshalb zum Beispiel im ‚Herzog Ernst D‘²⁰ aus dem Brief in die Botenrede verlagert, da „die Werbung [...] in einem Minnebrief [...] nicht stehen darf, weil sie das Minnebekenntnis zu stark konkretisiert“,²¹ was dafür spricht, dass sich

15 Vgl. JUNK 1905: V. 6232ff., 6827ff., 7537ff., 8015ff., 8204ff. Vgl. HUBER 2008.

16 Die Materialität des Briefes wird über die Schrift hinaus auch hier durch weitere symbolhafte Gegenstände und Körperzeichen ergänzt: *Den brief hat ain fingerlin | Tuire unde claine | Mit ainem edeln staine | Besigelt* (V. 6270–6273); *Das si wainende begoz | Den brief mit ir tráhene da* (V. 8288f.).

17 Vgl. dazu etwa VON MOOS 2003, bes. S. 99.

18 BRACKERT 1974, S. 7. Zur Analyse der Briefe im Hinblick auf die Entwicklung einer eigenständigen Briefgattung vgl. ebd., S. 9–13.

19 Von Amelies Unglück Avenis von Ispanje heiraten zu müssen, erfährt Willehalm von Pitipas persönlich und aus erster Hand (V. 8538–8557). Der Brief, den der Bote außerdem überbringt, spricht nur davon, *Wie trurelich ir clage was | Und wie jámerliche | Diu vröwe jamers riche | Mit segenne von im urlub nam* (V. 8560–8563) ohne eine Angabe der Gründe.

20 Vgl. ROSENFELD 1991.

21 BRACKERT 1974, S. 6.

der Minnebrief zu Zeiten des ‚Herzog Ernst D‘ als Muster bereits verfestigt hatte.²²

Inhaltsleere, Künstlichkeit, Anonymität und floskelhafte Exemplarität der epischen Liebesbriefe, aus der sich ein eigenständiger Texttyp entwickelte, der auch ganz ohne narrative Rahmung gut auskommt, verdeutlichen, dass es den authentischen Liebesbrief, der also ein ganz privates, individuelles subjektives Begehren ausdrückt, welches entsprechend seinen einzigartigen Ausdruck sucht, nicht einmal in der erzählten höfischen Welt gibt, selbst dann nicht, wenn wohl Anlass und Möglichkeit dazu bestanden hätten.²³ Das ist ein für jeden Romantiker enttäuschender Befund. Verständlich also, dass insbesondere die ältere Forschung gern an der Authentizität wenigstens der eigenständig, das heißt ohne erkennbaren primären epischen oder lyrischen Zusammenhang tradierten Briefe festhalten wollte. Das geschah vor allem dann, wenn die Briefe aufgrund ihrer besonderen Überlieferungsgegebenheit, etwa als winzige Broschüren oder Rotuli,²⁴ dem zu entsprechen schienen, was in den höfischen Romanen und der Lyrik wenigstens von den heimlichen und oft

22 Neu erschienen und in diesem Zusammenhang relevant MUSCHICK 2013.

23 „Das gilt schlechthin für alle Perioden der Literaturgeschichte, sofern es sich nämlich um wirkliche, d.h. ohne jede literarische Absicht verfasste Liebesbriefe handelt, also um Mitteilungen eines liebenden oder verliebten Menschen an einen anderen, der Objekt des Verliebtheits oder dieser Liebe ist: keine Äußerung menschlichen Geistes und menschlicher Seele ist so ausschließlich daraufhin angelegt, nur zu einem einzigen Menschen zu gelangen und nur von ihm vernommen zu werden.“ (SCHALLER, D. 1966, S. 25) Beide Argumente sind natürlich verschränkt, insofern die literarischen Briefe umgekehrt, wie gezeigt, erst ihrer Konkretetheit beraubt ihre eigene „literarische Absicht“ prononciieren und sich daher die Exklusivität und Kreativität (oder auch Absurdität) des Erzählens auf die situative Einbettung im Schreiben, Versenden, Empfangen und Lesen entfalten. So auch die Meinung von RUHE 1975, S. 62, der, indem er eigentlich gegen Schaller argumentiert, ihm doch zustimmt, da er das Argument schließlich aus Richtung authentischer Liebesbriefe wiederholt in Stellung bringt, wenn er (ein wenig) polemisiert: „Der von Schaller vermisste ‚echte‘ Liebesbrief ist im Mittelalter nicht zu erwarten: Die originalen Liebesbriefe unterscheiden sich in dem Sinne, in dem Schaller sie differenzieren will, nicht von den fiktiven literarischen Gattungsformen [...]“.

24 Neben den ‚Züricher Liebesbriefen‘, über die gleich näher zu sprechen sein wird, wäre da vor allem der ‚Regensburger Liebesbrief‘ (B159) zu nennen. Sowohl SCHULZ-GROBERT 1993, S. 18f. als auch BLANK 1989, S. 1095f. bezweifeln die „Originalität“ als echter Liebesbrief entschieden. Weitere Textfragmente und „zweifelhafte“ Originale versammelt SCHULZ-GROBERT 1993, S. 14–32.

spektakulär ausgedachten Briefzustellungen erzählt oder in der dazugehörigen Bildtradition dargestellt wird. Dass dies einer allzu romantischen Vorstellung entspricht und mit der Realität wenig zu tun hatte, dürfte heute als Konsens gelten.

Tilo Brandis hatte den eigenständig überlieferten Liebesbriefen eine gattungstypologische Sonderstellung attestiert, da sie „nur in Ausnahmefällen [...] Aufnahme in die literarischen Minneredensammlungen gefunden“ haben, vielmehr liegen sie in der Regel als „flüchtige Konzepte und Formulare in [...] verschiedensten Handschriften oder auf Einzelblättern“ vor.²⁵ Ingeborg Glier sieht die Briefe eher als Übergangs- und Mischformen im Kontext der Minnereden, vor allem, weil „oft nicht mehr genau zu bestimmen [sei], was in ihm vorliegt: poetische Fiktion, literarisches Zitat, Briefmuster oder gar Teil einer ‚Korrespondenz‘“.²⁶ Die Frage also, ob diese Liebesbriefe sinnvoll zum Korpus der Minnereden zu zählen sind, wird ausgerechnet im Horizont der ‚realen Existenzbedingungen‘ der Texte verhandelt. Dies ist vor dem Hintergrund ihres Ursprungs in der Epik ebenso überraschend wie interessant. Die Frage nach der Realität der Briefe ist auch noch für Schulz-Groberts einschlägige Studie maßgebend gewesen, welche sich einer dezidiert überlieferungsphilologischen Untersuchungsmethode bedient. Sie muss schließlich mit dem fundamentalen Problem umgehen, dass „ohne jede literarische Absicht verfasste Liebesbriefe“²⁷ – wenn es solche überhaupt geben kann²⁸ – wie kaum andere schriftliche Dokumente dem fremden Blick und erst recht

25 BRANDIS 1968, S. 17.

26 GLIER 1971, S. 402.

27 SCHALLER, D. 1966, S. 25.

28 FÜRBEETH 1999, S. 56 weist in diesem Zusammenhang in Auseinandersetzung mit den humanistischen *Modi epistolandi* auf die enorme Diskrepanz epistolographischer Praxis und Theorie hin, da es sich bei den Briefen „keinesfalls“ um „Kodifikationen der literarischen Briefpraxis der Humanisten“ handelte, „sondern in weiten Teilen auf der noch von den *artes dictaminis* begründeten Brieftheorie basierten“. Der Hinweis auf den spielerischen Aspekt solcher Übungen, wie sie etwa in der ‚Rota Veneris‘ des Boncompagno da Signa nicht nur als Briefe, sondern sogar deren Antworten, zusammengestellt sind (vgl. FÜRBEETH 1999, S. 58), ist gerade dann erwägenswert, wenn man die narrative Struktur der Zusammenstellungen von der Werbung über die Erfüllung bis zum Ende der Liebesbeziehung beachtet, welche RUHE 1975, S. 134, demgegenüber gerade als Argument für den „praktischen Zweck“ der Einzeltexte sehen wollte.

dem wissenschaftlichen entzogen sein muss. Das hat schon damit zu tun, dass der Brief ganz allgemein in seiner Grundstruktur *per definiti- onem* nicht-fiktional, „an eine explizit genannte bzw. angededete Person“ und „nicht zur weiteren Veröffentlichung bestimmt[.]“ sein muss.²⁹ Dort jedoch, wo er überhaupt in den Blick des Literaturhistorikers und -theo- retikers rücken könnte, ist er bereits seinem ursprünglichen pragmati- schen Zusammenhang entnommen, ent- und/oder rekontextualisiert, oft auch abgeschrieben, geordnet, gerahmt, redaktioniert, systematisiert, also bereits literarisiert und in irgendeiner Weise publiziert.³⁰

Dies wirft aus literaturwissenschaftlicher Sicht die Frage auf, wie sich Briefkommunikation und Liebesbegehren überhaupt zueinander verhalten, wenn die Authentizität der überlieferten Liebesbriefe an der Realität beziehungsweise Alltagsweltlichkeit des Liebesverhältnisses zu ermessen sei, auf welches die Briefe referieren und reagieren sollten. Um diesem Zusammenhang von Brief und Begehren – bzw. allgemeiner gesprochen Literatur und Wirklichkeit – nachzugehen, sollen vier Text-

29 GOLZ 1997, S. 251.

30 Vgl. SCHUBERT 1999, S. 35: „even the fact that they have come down to us at all, raises suspicion as to whether the texts are more than literary exercises of an elaborate form“. Das gilt schließlich auch für die Briefe zwischen Abaelard und Heloise. Abaelard hatte den Briefwechsel als zweiten Teil seiner autobiographischen *Historia calamitatum mearum* veröffentlicht und dafür Heloise' Briefe mindestens redaktio- nell überarbeitet. Vgl. dazu maßgebend VON MOOS 1974. Außerdem BENTON 1988. Aufgrund dieses schwierigen Zusammenhangs von Überlieferung der Texte und ihrer Authentizität hatten sich RUHE 1975 und SCHALLER, D. 1977 eine Kontroverse geliefert, die SCHULZ-GROBERT 1993, S. 16 richtigerweise als „Scheingefecht“ charak- terisiert hatte, da der Überlieferungsverlust eben schlichtweg nicht mit dem tatsäch- lich Überlieferten ins Verhältnis gesetzt werden kann, solange man ‚Originalität‘ einmal als philologische, ein anderes Mal als kulturhistorisch-anthropologische Kategorie auffasst. Vgl. zu dieser Auseinandersetzung auch FÜRBEETH 1999, S. 53f. Gelegentlich thematisieren die späteren Versliebtesbriefe im Kontext der Minne- reden ihre eigene Anonymität als Ausweis von Authentizität und Wahrhaftigkeit. So etwa im Liebesbrief B77 (ähnlich auch B79), in dem das Ich, wie es sagt, absichtlich die Nennung von Namen unterlässt, um die Ehre der Dame bei etwaiger Entdeckung nicht zu gefährden; oder in B78, wo die Identifikation des Absenders durch die Dame ihrerseits zum Liebesbeweis werden solle, da das Ich die Empfängerin auffordert, die beiliegende Rose an denjenigen (zurück)zuschicken, für den ihr Herz am heftigsten schlägt. Dieses Spiel um die Anonymität des Briefeschreibers nimmt sich als ein rhetorisches Motiv ähnlich aus, wie die geheimnisvolle Signatur 23' in den ‚Züricher Liebesbriefen‘ (vgl. dazu die folgenden Ausführungen).

beispiele vorgestellt und analysiert werden, die zwar sehr unterschiedlich sind, jedoch das spezifische Verhältnis von Briefkommunikation und Liebesbegehren in ein je eigenes aufschlussreiches Licht rücken. Die Texte dieser Beispielreihe werden meist – das ‚Handbuch Minnereden‘ tut dies jedenfalls – zum gattungstypologisch disparaten Korpus der als Minnereden klassifizierten Reimpaardichtungen gezählt. Was die Texte also zunächst eint, ist allgemein das Thema Minne, die Dominanz der Ich-Rolle, das reflektierende bzw. darstellende Moment gegenüber einer potentiell epischen Rahmenhandlung und der nicht sangbaren Form in Reimpaarversen.³¹ Da sie darüber hinaus auf jeweils unterschiedliche Weise den Brief als Medium des Minnebegehrens vor dem Hintergrund ‚realer Existenzbedingungen‘ thematisieren, können sich aus ihrer Betrachtung eventuell auch allgemeine Rückschlüsse zum Problem von Authentizität und ‚Originalität‘ der Liebesbriefe für die literaturwissenschaftliche, näherhin gattungshistorische Diskussion in Bezug auf das Korpus der Minnereden ergeben.

2 ‚Züricher Liebesbriefe‘ (B187–192)³²

Im Rennweg, genaugenommen im Haus Nr. 33, in einer der ältesten Straßen Zürichs fand 1834 der Major und Commissionär Georg Heinrich Faesi bei der Renovierung seines Hauses zwischen zwei Balken hinter Putz versteckt ein winziges in Leder gebundenes Heftchen. Faesi erkannte das offensichtlich fortgeschrittene Alter seines Fundes und übergab es der damals noch jungen ‚Antiquarischen Gesellschaft in Zürich‘. Dort geriet es in die Hände Ludwig Etmüllers, der 1844 das Gefundene unter dem Titel ‚Sechs Briefe und ein Leich‘ in den ‚Mittheilungen der Zürcher Gesellschaft für vaterländische Alterthümer‘ veröffentlichte.³³ De facto handelt es sich um sechs Liebesbriefe und einen sonst nicht bekannten Minneleich, „dessen letzter Versikel vielleicht als eine selb-

31 Vgl. LIEB 2000, S. 601.

32 Die Nummerierung der Minnereden folgt dem ‚Handbuch Minnereden‘: KLINGNER/LIEB 2013. Nummern, die mit B beginnen, sind identisch mit den von Tilo Brandis vergebenen Nummern; Nummern, die mit Z beginnen, sind Zusatznummern für Minnereden, die im ‚Handbuch Minnereden‘ erstmals verzeichnet wurden.

33 Vgl. ETTMÜLLER 1843.

ständige Liedstrophe³⁴ gelten kann. Obwohl nun der Auffindungsort und die erstaunliche Winzigkeit – das Konvolut von acht Blättern misst nur 6,9x4,8cm – leicht an eine reale Liebeskorrespondenz denken lassen,³⁵ ist dies wohl unwahrscheinlicher, in Anbetracht dessen, dass es sich nachgewiesenermaßen um getreue Abschriften aus mehreren Vorlagen von einem oder zwei Schreibern in vier Arbeitsgängen handelt.³⁶

Die Briefe 1–4 und 6 folgen im großen und ganzen dem höfischen Typus des klassischen Versbriefes aus *gruoz*, *triuwe*-Versicherung, *tugent*-Preis, erneute *triuwe*-Versicherung und Abschied mit *dienst*-Versprechen.³⁷ Brief fünf stellt ohne Einleitung und Gruß eine Sammlung von Phrasen dar, in denen Gründe genannt werden, weshalb unerwiderte Liebe zu Klagen Anlass gibt:

*Ich clage unde mag wol clagen,
daz ich nû in manegen dagen
nit gnâden kan erwerben.*

34 SCHIENDORFER 1988, S. 79.

35 RITTER 1897, S. 98 (so auch MEYER 1898, S. 66) hatte sich vorgestellt, dass die Empfängerin zur Aufbewahrung die Briefchen gesammelt und hübsch eingebunden hätte, weshalb die einzelnen Texte jedoch auch jeweils ein eigenes Blatt beanspruchen müssten, was nicht der Fall ist. SCHIENDORFER 1988, S. 84 spekuliert gar über die Möglichkeit, dass die Empfängerin die Briefe selbst in dieser ungewöhnlichen Form zur praktischen und wie geschaffen für eine heimliche Aufbewahrung abgeschrieben haben könnte, glaubt aber angesichts der fehlenden Textindizien, dass es sich überhaupt um individuelle Privatbriefe gehandelt habe, selbst nicht an ein solches „Cahier d’amour“ (S. 84). Ähnliches hatte man sich zunächst für den ‚Regensburger Liebesbrief‘ (B159) überlegt, der daher als ‚ältester Originalliebesbrief‘ gilt und als Rotulus überliefert ist. SCHULZ-GROBERT 1993, S. 33–36, der die pragmatische Bedeutung und sonstige Textüberlieferung auf Schriftrollen, mit denen ja schließlich die Sänger im Codex Manesse vielfach abgebildet sind, zu Rate zieht, zweifelt berechtigt an der ‚Echtheit‘ der Briefe als Zeugen für ein reales Liebesverhältnis. Vielmehr handele es sich um eine typische vor Publikum vorgetragene Minnerede. Das weit verbreitete Brief-Boten-Motiv, das knapp 50 Prozent des gesamten Textes ausmacht, sprächen ebenso dafür wie die Kollektivanrede in V. 75f. SCHULZ-GROBERT vermutet den Dichter im Kreis der Fahrenden, wofür auch das praktische Aufzeichnungsformat der Rollenform spräche, welches etwa bei Pilgern und anderen nicht sesshaften Personen verbreitet war.

36 Ich folge hier den Angaben SCHIENDORFERS 1988, S. 78ff., die sich leicht schon anhand des der Ausgabe beigegebenen Faksimiles (in Originalgröße) und des vergrößerten Abdrucks nachvollziehen lassen.

37 Die Struktur hat BRACKERT 1974 beschrieben.

*ich clage, daz ich sterben
nit mag von herceleide.
ich clage, daz uns beide
nit ein gelichez twinget [...]
ich mac wol clagen zwâre
von ir manic ungemach (V.1–15) usw.*

Die *petitio* besteht hier aus einer Bitte um Rat, wie mit heimlicher Liebe umzugehen sei. Brief eins beginnt mit den berühmt gewordenen, auch in späteren Texten oft verwendeten Worten: *ich bin ein brief unde ein bode* (V.1), dem sich eine längere Botenrede anschließt³⁸ mit teilweise undurchsichtigen Sprecherwechseln und daraus sich ergebenden paradoxen Aussagen über Sinn und Funktion des Botenamts. Zentrale Bildfelder sind Feuer und Verbrennen,³⁹ Sprechen bzw. Schreiben und Schweigen,⁴⁰ Verwundung, Schmerz, Krankheit und Tod,⁴¹ Metaphern des Besitzes, der Landnahme und des Gefangenseins⁴² sowie Heimlichkeit, Abwesenheit und Ferne.⁴³ Eine gewisse Obsession hegt der Dichter für den Begriff *gnâde*, welcher im vierten Brief mit seinen grammatischen Ableitungen zwölf Mal vorkommt.⁴⁴ Er wird im fünften Brief vom Wort *clâge* abgelöst.

Interessant für unseren Zusammenhang ist das im Text entworfene Verhältnis von Vernunft und Liebeserfüllung beziehungsweise Begehren und kommunikativer Reflexion. Einerseits betont das Ich wiederholt, dass die Minnedame Verwirrung an allen Sinnen verursache (*dû bist aine die ich irret | aller mîner sinne*, II.83) und den Verstand außer Kraft setze (*si swachent mine sinne | von dage zuo dage ie mêre!* V.20f.). Andererseits hätte nur die persönliche oder durch einen Boten vermittelte Mitteilung über das Liebesbegehren eine Chance positiv beantwortet zu werden (*ich*

38 Wenn es sich auch um ein häufiges Motiv handelt, ist es hier doch recht wortreich ausgestaltet. Beinahe wortgleich finden sich die Eingangsverse in B157 („Mattseer Liebesbrief III“) und Z28. Entlehnungen finden sich nach MEYER 1898, S. 22 in den Botenreden von B103 und B119.

39 Vgl. I.41., II.12f.

40 Vgl. I.1–22, 31f., II.16f., 67, 74, VI.19, VII.29f.

41 Vgl. II.15, 18, 36–40, 43, 61, 92, IV.20, VI.6, 12, 26, VII.8, 71, 83.

42 Vgl. I.61f., II.11, III.11–13, 16, IV.16, VII.2.19f.

43 Vgl. II.27, VI.7, 15, 22, VII.3.41.

44 Neben dem Nomen *gnâde* findet sich das Adjektiv/Adverb *gnadelôs* und das Verb *begnâden*.

*verswîges mê danne ich sulle, | daz ain stille stênde mule | luzel gewinnet: | sam dût, der da minnet, | ern sage oder ern sende: | so enwirt es nimmer ende, I.33–37), was allerdings wiederum Verstand erfordere (Swer âne sinne minnet, | wi selden der gewinnet | kane minnecliche cît!, II.29–31). Wenn das Ich gar wüsste, dass es der Dame genauso erginge wie ihm, würde es so gut es ginge alle Vernunft zusammennehmen, um ihr beizustehen (*ob dir nu wêre else mir ist, | so gelaide ich vil wol ûf den list, | daz ich dir hulfe, wizze Crist, II.86–88*). Das Minnebegehren führt also zum Verlust des Verstandes, zum Minnewahnsinn, während das Sprechen bzw. Schreiben eben diesen Verstand beanspruche und bewahre. Das Briefeschreiben, Minnekommunikation überhaupt, wird demnach als eine Art therapeutische Maßnahme gepriesen, das den Verstand bedrohende Begehren zu dämpfen und quasi in diskursiv geordnete Bahnen zu lenken.*

Keiner der Briefe enthält eindeutige Hinweise auf ein tatsächliches Liebesverhältnis, für welches sie als Korrespondenz gedient hätten. Keinerlei Auskunft geben sie über außertextuelle personelle Verhältnisse, zeitgeschichtliche Referenzen oder ähnliches, die den Kontext der Entstehung erhellen würden. Manche der Texte lassen, wie auch das ‚Handbuch Minnereden‘ verzeichnet, selbst kaum strukturelle Briefmerkmale erkennen. Einzig Textabschnitt vier schließt mit einer mehr oder weniger personalisierten Abschiedsformel: *got gruze dich, liebe frowe mîn, | du waist auch vil wol, wer daz ich bin: | dîn aigin dîner, (IV,26–29)* und einer Art Signatur, die Schiendorfer als die Zahl 23 auflöst, über die eine I geschrieben ist. Aber auch diese scheint nur einmal mehr Ausweis von Exemplarizität und Formelhaftigkeit zu sein, wenn „damit auf die Anzahl der Buchstaben des Alphabets verwiesen [werde], aus denen sich jeder beliebige Name bilden ließe“, wie im ‚Handbuch‘ vermutet wird.⁴⁵ Nimmt man den Reimzwang ernst, müsste der einzusetzende Name auf *-wîn* oder *-lîn* enden, womit überhaupt alle Diminutiv-Formen in Frage kämen. „Dem Geschmack des Einzelnen blieb es dabei überlassen, ob anstelle des Symbols im Musterbrief der eigene Name eingesetzt oder aber das Symbol als solches übernommen wurde, das Individuelle geheimnisvoll überhöhend in der immer gültig bleibenden Widmung: *amasius amasiae*.“⁴⁶

45 KLINGNER/LIEB 2013, Bd. 1, S. 234 zu B190.

46 SCHIENDORFER 1988, S. 87, außerdem dazu ders. 1999, S. 76f.

Die Formelhaftigkeit und Exemplarizität unterstreicht, dass diese „älteste Sammlung deutscher Versliebessbriefe“⁴⁷ in Form und Motivik sehr stark an der Tradition höfischer Briefpoetik partizipiert; Rudolf von Ems oder Ulrich von Lichtenstein könnten auch unmittelbar als Inspirationsquellen gedient haben. Sie stehen aber auch am Beginn eines neuen eigenständigen Texttyps, welcher als ein sich selbst genügendes System den Minne-Diskurs andauernd immer variierend fortschreibt. Der mutmaßlich Konstanzer Verfasser der ‚Karlsruher Liebesbriefe‘ (B96–118) hat die aus dem benachbarten Zürich stammenden Texte vielleicht gekannt.⁴⁸ Man darf sich vorstellen, dass die literarische Rezeption schließlich nur von einer Vorlage ausgegangen sein kann, „die an die Öffentlichkeit gedrungen und [...] also selber schon ‚literarisch‘“ gewesen ist.⁴⁹ Ob die Texte trotzdem auch als „Aufzeichnungen für den privaten Hausgebrauch eines Liebhabers“⁵⁰ und damit als Anregung für reale und, wie ja die Briefe verheißen, erfolgreiche Liebeskorrespondenz benutzt wurden, bleibt ungeklärt.

3 Wie lieb ain frau ain knaben hett (B213 ‚Der Liebesbrief‘)

Ganz anders in den narrativen Minnereden. Deren Verfasser zeigen sich vom Erfolg solcher Briefe alles andere als überzeugt, denn sie erzählen stattdessen von den Schwierigkeiten und vom Scheitern der Briefkommunikation. Im ‚Liederbuch der Clara Hätzlerin‘ findet sich eine Erzählung, die überschrieben ist mit *Wie lieb ain frau ain knaben hett* (B213). Das Treffen mit einer schönen Dame weckt beim Ich erotische Gefühle: *Geren ich iren hals schnefar | Hett mit meiner hannd geschlagen!* (V. 8f.)⁵¹ Als sich die Schöne dem Ich nähert, grüßt sie ihn, jedoch anstatt auf sein offensichtliches und regelrecht zudringliches Interesse einzugehen, wünscht sie ein anderer wäre da, dessen Kuss sie herbeisehnt. Dabei würde selbst die

47 KLINGNER/LIEB 2013, Bd. 1, S. 230.

48 MEYER 1898 weist auf Parallelen zu B98 und B106 hin; vgl. außerdem die Nachweise in Anm. 39.

49 SCHIENDORFER 1988, S. 86. Dort auch zu den Parallelen mit dem Konstanzer Briefsteller nach MEYER 1898.

50 SCHIENDORFER 1988, S. 83.

51 Hier und im Folgenden zitiert nach HALTAUS 1840, Nr. 10. Schaft-s habe ich mit der runden s-Form ersetzt.

Anwesenheit des Ich sie in keiner Weise stören. Das Ich ist nicht, so wird schnell klar, Empfänger des Liebesglücks, sondern zu seinem Leidwesen und Spott Reflexionsfläche einer fremden Liebesbeziehung. Die Dame ist allerdings von ihrem Liebhaber getrennt und verzehrt sich dermaßen nach dessen Nähe, dass sie unaussprechlichen Jammer und Qual erleiden muss mit allen nur denkbaren körperlichen Begleiterscheinungen:

*Ich mag nit essen, noch schlaufen,
Gesitzen, noch geligen,
Mein crafft ist mir entsigen
Zu tal hinuff die füz (V. 36–39).*

Das Ich solle ihr etwas dagegen raten, bevor sie noch in Ohnmacht falle. Das von ihr verschmähte Ich solle seine Hand auf Brust und Arm legen, um Herzschlag und Puls zu fühlen. Obwohl zu diesem Zeitpunkt längst klar ist, woher ihr Leiden rührt, gesteht sie erst in Vers 76, dass sie einen wunderschönen Knaben liebt. Ihr Zustand dramatisiert sich daraufhin, Hitze und Kälte wechseln sich ab, ihre Hautfarbe von blau zu rot und wieder zurück. Wenn nicht etwas geschehe, sei sie dem Tod wohl äußerst nah. Da besinnt sie sich darauf dem Geliebten einen Brief zu schreiben, *Das der zartt vnd der rain | Den meinen kumer lās* (V. 92f.). Die Liebeskranke bittet das Ich ihr diesen Brief schreiben zu helfen, sie wolle es ihm bei Genesung danken. Der Sprecher reagiert missmutig, da er eingespannt wird und selbst bei der Dame nicht landen kann: *ir chert mir an die ancken, | So es nach ewrem willen gät* (V. 96f.). Sie verspricht ihm nicht weiter spezifizierten *trost* und verweist darauf, dass sie ihm auch zuvor schon *güt getatt* (V. 101). Das Ich erklärt sich daraufhin bereit, den Brief zu schreiben: Sie beginnt *Vsz süsser stymm* (V. 104) etwas verworren und signifikant nicht gereimt zu diktieren: *Lieb vnd lieb, ee lieb vnd noch lieb! | Also bin ich dir hie, | Meins hertzen lieb on end!* (V. 107–109) Dem Ich schwant, dass die Dame nicht mehr ganz bei Sinnen sein könnte, und es fragt wiederholt nach ihrem Geisteszustand sowie weiterem Diktat. *Sy sprach: wā ist witz vnd wort? | Wā sind synn, wā ist gedanck?* (V. 114f.) und bittet auszuruhen. Dies weckt beim Ich den Zorn, es hätte schließlich anderes zu tun und es wirft die Feder hin. Die Frau fällt schließlich ohnmächtig darnieder und aus ihrem Mund dringt eine Flamme als Zeichen ihres zuvor erwähnten brennenden Herzens, welches ihren

Mund derart ausgetrocknet hat, das ihr das Sprechen versagt wurde. Das Ich bedauert noch die Flamme nicht ausgeschlagen zu haben, bevor der Text äußerst trivial mit den Worten endet: *Das macht, das ich vnderwegen | Den brief liesz beleiben, | Den ich da solt schreiben* (V. 136–138).

Das Begehren und die Sehnsucht der Frau nach dem Geliebten sind so groß, dass sie Körper und Geist ganzheitlich erfassen. Im Umkehrschluss erfordert der kognitive Prozess des Briefeschreibens, wie ja auch die ‚Züricher Liebesbriefe‘ ausfalten, eine mehr oder weniger aufgeräumte Geisteshaltung, eine kontrollierte Reflexion der eigenen Emotionen und gewissermaßen auch einen geordneten Zugriff auf seine ästhetischen Ausdrucksformen.⁵² Dass letzteres der Dame nicht gelingen will, äußert sich in der dilettantischen *salutatio*, die sich nicht reimt und auch sonst mit seiner bloß assonierenden Wiederholungsfigur weit hinter dem zurückbleibt, was sonst aus den Versbriefen bekannt ist. Briefschreiben und tatsächliches Liebesbegehren sind schlicht unvereinbar: Je größer das Begehren nämlich, umso unwahrscheinlicher ist die heilende, dämpfende Wirkung des Briefes, ja umso unmöglicher wird es, überhaupt einen Brief zu verfassen. Die Briefliebe ist ja immer schon eine diskursiv domestizierte, reflektierte und reflektierende Liebe. Der Brief umkreist das Begehren mit literarischen Mitteln, hegt es diskursiv ein. Dadurch ist es zwar auf lange Zeit auf Dauer gestellt, ist vom Erlöschen geschützt und kann fortwährend verfeinert und genährt werden, wenn es jedoch zu groß wird und die Liebe auf Erfüllung drängt, wächst das Verlangen nach Präsenz über die Textgrenzen hinaus. Die diskursive Bearbeitung des Begehrens scheitert schließlich. Stattdessen, weil die physisch erfüllende Begegnung jeweils dort, wo vom Briefeschreiben erzählt wird, unmöglich ist, setzen Körper und Verstand aus und, wie in diesem Fall, Ohnmacht tritt ein. Sobald zu viel Körperlichkeit ins Spiel kommt, wird Kommu-

52 Vgl. dazu auch die Interpretation von LIEB 2008: Die Funktion der Schrift tritt hier zwar als „Reflexionsmedium, als Distanzierungsstrategie und Affektkontrolle“ (S. 205) auf, scheitert jedoch am „nicht diskursivierbaren Wahnsinn der Minne“ (S. 207). Wie die ‚Zürcher Liebesbriefe‘ macht diese Minnerede „die Notwendigkeit einer reflektierenden distanzierten Thematisierung von Minne bewusst [...]: Liebesbriefe und Minnereden haben als Texte nur Erfolg, wenn die Liebe mit Verstand und der souveränen Verfügung über ästhetische Ausdrucksformen einhergeht.“ (ebd.) Ob dies tatsächlich auch für die Minnerede als solche behauptet werden kann, sei dahingestellt, da hier mit einer Überlieferungslücke argumentiert werden müsste.

nikation unterbunden. Das würde auch für die physische Erfüllung der Liebe gelten, von der die Minnereden allgemein ja bekanntlich jedenfalls nicht als aktuelles (jedenfalls einvernehmliches) Erleben erzählen. In der Berührung von Brust und Hand, die dem seinerseits begehrenden Ich gewährt werden, liegt zwar ein erotisches Moment, das aber gerade nicht auf Erfüllung des unmissverständlich fleischlichen Begehrens von Seiten des Ich abzielt. Jedoch ist dieses hochgradig defizitär, was man schon daran erkennt, dass das Ich in keiner Weise am Schreiben gehindert ist: *fraw, mit meiner hennd | Hab ich das pald geschriben.* (V. 110f.)

4 ‚Liebesgespräch‘ (B239)

Die Funktionalisierung des Liebesbriefes als Teil der Werbung einer Liebesdame kann aber auch noch auf ganz andere Weise scheitern. Im dreifach überlieferten ‚Liebesgespräch‘ (B239) wird Folgendes erzählt: Ein Ich, das sich – wie es selbst sagt – gewisser amouröser Abenteuer rühmen kann, will dem Publikum eine *selsen mere*⁵³ erzählen. Eines Tages hätte ihm die Gnade Gottes gewährt, dort hingekommen zu sein, wo er diejenige fand, der er schon immer untertan gewesen sei. Kaum wurde er ihrer außergewöhnlichen Schönheit gewahr, geriet sein Blut derart in Hitzewallung, dass ihm das Herz sank: *so daz myn hertze viel | van hitzen in dem bloete* (V. 38f.).⁵⁴ Im Gegensatz zur Dame in B213, die dem so schmerzlich abwesenden Geliebten sinnvollerweise einen Brief schreiben will – schließlich thematisieren neben den ‚Züricher Liebesbriefen‘ eine ganze Reihe von Versbriefen explizit die therapeutische und Ersatzfunktion des Briefes für eine direkte Kontaktaufnahme –,⁵⁵ aber vor lauter Liebesehnsucht dann doch vorher in Ohnmacht fällt, hat dieser so heißblütig Liebende praktischerweise den fertig geschriebenen Brief schon dabei, den Frau Venus höchstpersönlich für ihn verfasst hat. In Anwesenheit der Dame verliert er den nach allen Regeln der Kunst gestalteten Werbungsbrief, dessen *petitio* den Wunsch nach positiver Antwort auf den Antrag seines Minnedienstes enthält.

53 V. 19f.: *ich saget uch eyne mere, | die vil selsen were.*

54 Hier und im Folgenden zitiert nach BRAUNS/THIELE 1938, S. 154–159 Nr. 29.

55 Vgl. etwa B76–78.

*,vrouwe, dir enderf nit wonderen
das ich dir us sonderen
vür allen andren wyben.
dû eyne machs vertriben
myne sorge und clage,
die ich in myn hertze drage,
und machin daz goit ende.
ich nigen diner hende
und will dir onderdanich syn.
laiss myr geniessen, vrouwe myn,
diner edeler geboirte
und gif mir goete antwoirte
alre woirten gelych. ‘(V. 45–57)⁵⁶*

Ein solcher Brief, der schließlich von der weisungs- wie deutungskompetenten Frau Venus selbst verfasst worden war, hätte unter gewohnheitsmäßigen Umständen, welche mindestens räumliche Distanz zwischen Werber und Dame vorausgesetzt hätte, wohl zum Ziel führen können. Hier ist es nicht der Brief, der als Bote auftritt und sich selbst mitteilt, sondern der Briefbote ist der Werber, der einen Brief vorträgt, der, wenn auch verkürzt präsentiert, ganz nach den hergebrachten formalen und rhetorischen Regeln hergestellt wurde.⁵⁷ Die fehlende Distanz zur Dame setzt jedoch diese nun in Stand unmittelbar auf das Geschriebene zu reagieren.

Und genau das kostet sie genüsslich aus. Sie fordert das Ich zunächst auf nun selbst zu sprechen, um dann alles, was es sagt, wörtlich zu nehmen. In den traditionellen Floskeln, die genau so in den Versbriefen zu finden sind, denn schließlich sind die Sätze des Liebenden nichts anderes

56 Die Grußformel mag auf die Anrede *vrouwe* verkürzt sein, wiederholtes Dienst- und Treueversprechen findet sich nach dem klassischen Strukturprinzip jedoch genauso wie der Tugendpreis der Dame. Kürze und Prägnanz des Briefes erklären sich schlicht daraus, dass der Skopus des Erzählens auf dem nachfolgenden Dialog zwischen Werber und Dame liegt.

57 Zahlreiche Minnereden handeln von Frau Venus als die personifizierte Minne, in welcher sie als Ratgeberin, Minnerichterin, Verfasserin von Minneregeln und Schriftführerin von Büchern, welche jene genauso erfassen wie Namenslisten hervorragender Liebender usw. auftritt. Es wäre entsprechend zu erwarten gewesen sein, dass der vorgetragene Brief unmittelbar bei der Dame hätte zünden müssen.

als in die Rede hinein verlängerte Briefformeln, beklagt das Ich nun in immer neuen Anläufen sein Leid und seinen nahenden Tod, wollte sie ihn nicht erhören. Schon im ersten Satz unterbricht sie frech sein quasi rhetorisches Luftholen ‚weystu, ho edel conynginne?‘ mit ‚was?‘ (V. 61f.). Auf seine Bitte um Gehör und Hilfe bietet sie ihm zuvorkommend Brot zu essen an (‚vroû, mir ist dir helffen noit.‘ – | ‚hongert dich, ich geeeym dich broot‘, V. 115f.), stellt aber auch ohne Mitleid fest: ‚mach dû nicht genesen, moys dû sterven.‘ (V. 94f.) Über den Antrag des Ich der Dame man sein zu wollen, verwundert sie sich, denn sie habe gar kein Lehen zu vergeben (‚vroû, ich were gerne uwer man, | da ummb will ich dyr vleen.‘ – | ‚wa nem ich dan daz leen?‘, V. 124–126); seine Behauptung das Ich wäre von der Liebe der Dame gebunden, beantwortet sie nicht ohne Witz, er könne sich doch wohl selbst befreien, da er zwei Hände habe (‚o we, vroû, dû bist | van der ich byn gebonden | wanne zû allen stonden.‘ – | ‚so entbint dich, dû haist doch hendef.‘, V. 142–145). Und so geht es immer fort. Die Dame ist nicht die naive Dumme; auf die Frage, warum sie ihm so schnippisch antworte, entgegnet sie ohne Umschweife: ‚mich gelustes so‘ (V. 136). Nach einem 123 Verse umfassenden alles andere als zielführenden Frage-Antwort-Spiel, bei dem das Ich in seinem Anliegen kein Stück weiterkommt und kein Ende des Gesprächs in Sicht ist, empfiehlt die Dame dem Ich schließlich doch besser ins Kloster zu gehen und Frauen allgemein zu meiden (‚so vaer in eyne cluyse. | [...] ‚so saltu mytien die wyp‘, V. 177–180). Auch dann drohe dem verschmähten Liebhaber jedoch der Tod (‚da weer daz leben büese, | und da verloir ich ziel und lyp‘, V. 178f.), er wolle nur sie. Zuletzt gehen der Dame dann doch die Argumente aus, sie resigniert: ‚som mir got, en helf dir noūt‘ (V. 184).

Was ist hier schiefgegangen, wenn doch nicht nur Frau Venus auf der Seite des Minnenden steht, sondern sogar die Gnade Gottes? Zunächst einmal widerspricht es der Logik der Briefkommunikation, dass die Beteiligten anwesend sind. Die Briefrhetorik kennt zwar ausgefeilte Strategien der Personifikation des Briefes als sein eigener Bote und der Repräsentation des Absenders. Diese erfüllen ihren Sinn aber eben nur unter den Bedingungen der Absenz. Ein Brief hat bei der realen Begegnung des Paares schlicht nichts zu suchen. Es dürfte vorprogrammiert sein, dass im ‚Liebesgespräch‘ nach der Aufforderung der Dame an das Ich, sich mündlich zu äußern, kein Diskurswechsel zu verzeichnen ist, da das literari-

sche Reden über die Minne im Grunde nicht vom Medium, sondern lediglich vom situativen (Handlungs)kontext her variiert wird. Würde man die Antworten der Dame nämlich aus dem Gespräch eliminieren, gliche die Rede des Ich im Grunde in etwa dem, was wir z. B. in den ‚Züricher Liebesbriefen‘ lesen. Die Phrasenhaftigkeit des Musterbriefes, dessen Künstlichkeit und Exemplarizität durch Venus‘ Verfasserschaft extra unterstrichen wird, soll nun für den überzeugenden Ausdruck tatsächlichen Begehrens funktionalisiert werden. Im Kontext der gewissermaßen erzählten ‚Alltagswirklichkeit‘ nimmt die Dame dann aber nur folgerichtig die formelhaften Wendungen, die im Prinzip, um literarisch Sinn zu erzeugen und die Minne auf Dauer zu stellen, ihr Ziel gar nicht erreichen dürfen,⁵⁸ für bare Münze und versteht daher alles vollkommen falsch. In dieser Minnerede wird gewissermaßen vorgeführt, was geschieht, wenn ein Minnender tatsächlich in die Tat umsetzt, was der Dichter der ‚Karlsruher (alias Konstanzer) Liebesbriefe‘ (B118 ‚Der arme Dichter‘) seinen Lesern empfiehlt, wie sein Werk zu benutzen sei:

*Das ich ze dienst der werden mynn
 Arbaiten wolti mine sin
 Zu dem ich ir mit lichtem glantz
 Wölt wircken ainen rosen crantz
 Ab dem ain ieglich minner mäch
 Brechen waz im wol gedächt
 Ze siner macheri wie dū wār* (XXIII, V. 3 – 9).⁵⁹

58 Der Text findet daher auch nicht wirklich einen Abschluss, ein Übereinkommen von Ich und Dame ist von vornherein nicht angestrebt, da der Fundus an Formulierungen, welche das Minnebegehren versprachlichen, naturgemäß unerschöpflich, da immer unbefriedigend sein muss. Ein anderes Finale erzählt ‚Der Minne Klaffer‘ (B243), wo die meisten Punkte des Gesprächs aus B239 etwas anders kombiniert werden und sich ein zweites Streitgespräch anschließt, in dem nun die Dame den Part der metaphorischen Rede übernimmt. Zu einer Übereinkunft kommt es auch hier nicht, die Handlung wird stattdessen mit einem Gewaltakt beendet. Der *ars nöppende streit* (V. 361) geschieht ausdrücklich *an iren danck* (V. 297), was einer Vergewaltigung gleichkommen dürfte. Vgl. auch die ausführliche Inhaltsangabe bei KLINGNER/LIEB 2013, Bd. 1, S. 360f.

59 LASSBERG 1820, S. 113.

Was als poetologische Aussage über das Dichten von Minnereden überhaupt zu verstehen sein dürfte, wird im ‚Liebesgespräch‘ (B239) ganz ernst genommen – und auf komische Weise dem Scheitern ausgesetzt.

5 ‚Göttinger Liebesbriefe‘ (B127–138)

Wie persuasiv die individuelle Funktionalisierung der rhetorischen Muster-Versatzstücke für den tatsächlichen Gebrauch aber doch sein kann, lässt sich an einem burlesken Beispiel aus der Göttinger Rechtsgeschichte illustrieren. Der Schulrektor Curd Hallis zeigt zu Beginn des Jahres 1459 den bei ihm als Unterlehrer Angestellten Hermann Konemund des Betrugers an und übergibt dem Rat der Stadt zwölf vom Beklagten gefälschte Briefe. Zwei Urkunden, die den Fall dokumentieren,⁶⁰ nehmen auf, dass Konemund gesteht die Briefe geschrieben und auf diese Weise 18 Goldgulden sowie 40 Groschen von dem geprellten Rektor erschwindelt zu haben. Als Geistlicher wurde der Delinquent nicht vom Rat selbst verurteilt, sondern dem erzbischöflichen Provisor Graf Adolf von Nassau überstellt, weshalb wir aus den Dokumenten der Stadt nichts über das Urteil oder über den Verbleib Konemunds wissen.

Was war passiert? Konemund hatte sich in zwölf Liebesbriefen als eine gewisse Edelint Schreiber, Bürgerin zu Göttingen und Ehefrau eines Hans Schreiber, ausgegeben, die in angeblich unsterblicher Liebe zu dem Geistlichen entbrannt war. Die Form des Gros der Briefe entspricht annähernd der klassischen Briefrhetorik aus 1) der *salutatio* oder *allocutio* (einer Eröffnung mit einigen Versen und Gruß) – 2) dem *exordium* mit einer *captatio benevolentiae* (der Liebes- und Dienstversicherung) – 3) der *narratio* (der Darstellung des Anliegens) – 4) der *petitio* (dem eigentlichen Gesuch) und 4) der *conclusio* (einer Schlussformel und Unterschrift).⁶¹ Man darf annehmen, dass sich Konemund als Unterlehrer und daher vermut-

60 Nr. 620a und 620b des Stadtarchivs Göttingen. Vgl. dazu BOCKMANN 2007, S. 8. Leider war es mir wegen der Kürze der Publikationszeit dieses Beitrags nicht möglich die Briefe und Urkunden selbst in Augenschein zu nehmen. Ich danke Jörn Bockmann herzlich für die mündliche Schilderung seines Eindrucks, den er durch eingehende Konsultation der Überlieferung gewonnen hatte.

61 Vgl. CARMAGO 1991, S. 22 und POLAK 1975, S. 67–69.

lich Baccalaureus bestens mit der *Ars dictaminis* ausgekannt hat.⁶² Aber auch die Versbriefe der höfischen Romane und der Minnereden könnte er gekannt und von ihnen geborgt haben.⁶³ Die wortreichen Dienst- und Treueversicherungen, das Bekenntnis der Liebe, das Angedenken und die Klage über die Ferne des Geliebten sind dafür typisch:

*Mynen steden denst vt mynes hertzen beger,
myn leyf, ek iu grote, noch so enbyn ek nicht ver.
Myn alder leueste myn,
mochte ek by iu eyn halue stunde syn,
dat scholde my wol to danke syn:
vnd wolde gy dōn nach deme synne myn,
so schal dat wol komende syn.
Myn leue frunt, so alse iu wol sinne were,
dat wy to samende kemen schere,
vnd dat nicht so drade is ghekomen,
dat en heft mynen herten nicht ghedan groten fromen.*

62 Vgl. zur Rhetorik als Teil des Triviums im Spätmittelalter mit weiterführender Literatur vor allem in Bezug auf den Rhetorikunterricht BOCKMANN 2007, 134. Vor diesem Hintergrund sei erwähnt, dass es unter Studenten üblich war, lateinische Briefe als Rhetorikübungen zu verfassen, welche wohl nicht nur unter der Aufsicht des jeweiligen *Ars-dictandi*-Lehrers entstanden, sondern auch als gesellige Freizeitbeschäftigung, Amüsement und Heimübung. Vielfach ist heute kaum mehr zu entscheiden, welchen Authentizitätsstatus die Briefe hatten. „Diese Texte spiegeln gewiss oft tatsächliche Verhältnisse wider [...]. Sie können durchaus auf echten Briefen beruhen; vor allem dann, wenn ein Student mit seinem geistlichen Gönner Briefe wechselt. Die Eltern und andere Verwandte dürften aber normalerweise nicht imstande gewesen sein, einen lateinischen Brief zu lesen oder gar zu verfassen, und schon die vielen Briefpaare erwecken Zweifel. Die meisten Studentenbriefe dürften also in das Reich der Stilübungen gehören oder allenfalls als Formularbehelf für echte Briefe gedient haben.“ Die Briefe, die sich in vielen Fällen ebenfalls um Geldbitten drehten, sind häufig in Sammlungen überliefert, was „wohl auch ein Indiz dafür sein [dürfte], dass [sie] von Universitätsmagistern redigiert worden sind“, SCHALLER, H. M. 1988, S. 86f.; vgl. auch die dort zitierte Literatur mit den Ausgaben der Sammlungen).

63 Vgl. WEBER 2001, S. 916 und BOCKMANN 2007, S. 9–12. Auch schon MEYER 1898, S. 82f.

*Gude fruntschap vnd gud, dat iu nocht bekomen schal,
ven od nicht scholde komen over al. (I)*⁶⁴

Neben gereimten, die Briefe jeweils einleitenden Liebesschwüren und wiederholten Einladungen zum Stelldichein, zu welchem es selbstredend niemals kam, hatte Hallis jedoch mit jedem einzelnen Brief von der vermeintlichen Verehrerin auch Bitten erhalten, ihr Geld zu leihen. Diesen war er bis zur genannten Summe nachgekommen, was immerhin etwa 36 Prozent der damaligen Pacht betrug, die er für den Betrieb der Schule jährlich an die Stadt zu entrichten hatte.⁶⁵ Erst langsam regte sich sein Verdacht, als die immer wieder versprochenen Liebesdienste ebenso ausblieben wie die zugesagten Rückzahlungen des geliehenen Geldes.⁶⁶ Zuletzt deuten die Briefe VIII–X an, dass sich der verliebte Rektor von Edelint verhöhnt gefühlt und sein Geld zurückgefordert haben muss, denn Konemund schwört im Namen der bürgerlichen Dame, dass dem nicht so sei und dass keine weiteren Bitten um Geld mehr folgen würden. Letzteres stellte sich schon einen Brief später als handfeste Lüge heraus: Dieser, der vorletzte und bei weitem kürzeste Brief, besteht dann sogar ausschließlich aus einer Geldforderung ganz ohne Umschweife und einem eindeutigen Angebot: *Senden my dat gelt vor de Bemesche, so schul gy iwer willen met my morne hebben* (XI). Es folgt nur noch ein knapper Dank für die zuvor als Geschenk vom Rektor erhaltene Latwerge. In dem ersten der zwölf Briefe wird Hermann Konemund von der vermeintlichen Urheberin der Liebesbriefe als Freund, Bote und Fürsprecher ebenso wie Begünstigter des Rektors eingeführt. Wie es sich für einen Briefzusteller gehört, der zudem als heimlicher Kuppler fungiert, tut er dies jedoch nicht umsonst:

64 Hier und im Folgenden zitiert nach SCHMIDT 1865. Schaft-s habe ich mit der runden s-Form ersetzt. Die Verse habe ich zur Verdeutlichung abgesetzt.

65 Die Pacht betrug das eine Jahr 22 ½ Mark, ein anderes 50 Schillinge. Vgl. dazu die Angaben bei MICHELS 1892, S. 63.

66 Schon im ersten Brief, dort aber möglicherweise eher als Einlösungsversprechen von Liebesdiensten zu verstehen: *vnd de vil ek iu dreuelit betalen* (I); *up deme fote wil ek iu II fl. an golde weder senden* [...] *Ek sende iu golt weder* (III); *wyl gy my 1 fl. lenen edder wat gy wyllen, dat wyl ek iu wedergeuen, byn ek von eyner fromen vrvven gheboren* (IV); *vnd wyl dat sulwen betalen* (VI); *dat wil ek, so help my got, wol betalen* (VII); *ek wil iw soden gelt in achte dagen weder senden, do ek des nycht, ek wyl iw 1 cleynode senden* (X).

Des dredden dages na allen goddes helgen dau scholde gy to my gekomen hebben, dan was myn man eyn nacht vte, dau scholde iu Harmans my ghebracht hebben. Des enwolde he nicht don, he sede, gy hedden al iuwen ghesellen redde gelt gegeuen sunder ome: anders hedde gy reyde by my west. (I)

Die Geliebte verspricht sich mit Curd zu treffen, wenn dieser sich gegenüber Hermann dankbar erweise und ihm für seine Botendienste drei Gulden geben würde. Curd tut, worum er gebeten wurde – und mehr: Er schickt außerdem einen Honigkuchen (II).

Vielleicht liegt in der unterlassenen Lohnzahlung denn auch der eigentliche Anlass für die fingierte Liebesgeschichte: gewissermaßen als kleiner Streich und Maßnahme, doch noch an das rechtmäßige Auskommen zu gelangen. Vielleicht hat auch Hermann kaum ahnen können, welchen Erfolg er bei seinem Arbeitgeber damit haben würde. Was bloß mit einer kleinen Rache aus Verstimmung wegen unterbliebener Lohnzahlung begonnen haben könnte, gerät zu einer zunächst erfolgreichen Schreib- und Rhetorikübung⁶⁷ und wächst sich schließlich zu einem handfesten Betrug aus. Ob dies zu Beginn tatsächlich beabsichtigt gewesen war, könnte gar bezweifelt werden. Es hat nämlich den Anschein, dass der Unterlehrer von Beginn an wenig Aufwand betrieben hatte, den Betrug gründlich zu verschleiern. Oft sogar scheint das Gegenteil der Fall gewesen zu sein; jedenfalls reizt er das Spiel mit den Indizien des Betruges bis zum Rande der Komik aus. Es ist etwa auffällig, dass der erste wie die folgenden zwei Briefe noch in einem ruhigen, gleichmäßigen und geübten Duktus verfaßt wurden – vermutlich in Hermanns

67 Auch Liebesbriefe gehörten zu den beliebten Briefgattungen für das Erlernen und Einüben der *Ars dictaminis*, wie lateinische Briefsammlungen bezeugen, die allzu oft Briefpaare überliefern. Dies zuletzt spricht dafür, dass es sich dabei nur „entweder um Stilübungen und Musterbriefe handeln [konnte], oder einfach um Texte, die der Unterhaltung und Ergötzung gebildeter Leser dienen“. (SCHALLER, H. M. 1988, S. 87; vgl. mit der dort zitierten Literatur). Die Briefe, welche gelegentlich auch eindeutige Aufforderungen zum Geschlechtsverkehr enthalten konnten, sollten die Schüler erheitern und die trockenen Sammlungen der Lehrer auflockern zum besseren Verständnis und Einprägung der rhetorischen Mittel (vgl. ebd., S. 139 mit Berufung auf VALOIS 1880, S. 43 und NOVATI 1893, S. 343f.). Hermann Konemann könnte auf seinem eigenen Ausbildungsweg solchen Briefen ebenso begegnet sein, wie selbst welche verfasst haben.

eigener Handschrift. Als Grund für das ‚professionelle‘ Schriftbild wird angegeben, dass der Sohn Eike Riemenschneiders den Brief nach Diktat geschrieben habe. Erst ab dem vierten Brief hatte Konemund eine fremde krakelige Handschrift angenommen, wie er sich vorgestellt haben mag, dass Edelint geschrieben hätte.⁶⁸ Ein tatsächlich physisch eingelöstes Liebesverhältnis zwischen dem Rektor und Edelint wird zwar wiederholt antizipiert, jedoch derart, wie im zitierten ersten Brief, geradezu lächerlich mit Konjunktiven umstellt, dass kaum zu glauben ist, dass der Schullehrer tatsächlich darauf hereingefallen sein soll: *Wore Hans enwech, gy scholden wol sen, ef ik iw heygede*, heißt es noch im IX. Brief. Immer wieder gibt es zwar Gelegenheiten für eine heimliche Begegnung – einmal will der Ehemann nach Kassel fahren (IV) –, über die Gründe, warum die Treffen jeweils nicht zustande kamen, erfahren wir jedoch nichts mehr.

Hermann treibt es aber noch bunter: So lässt er im Brief V Edelint die Beleidigte spielen, der Rektor habe sie auf dem Kirchhof nicht einmal begrüßt. Der Spott ist überaus bissig, wenn man bedenkt, dass die Figur Edelint Schreiber schließlich nur eine Erfindung Hermanns sein kann.⁶⁹ Im gleichen Atemzug mit Edelints Beschwerde über Curds Ignoranz lässt Hermann sie ausführlich über ein Geschäft um ein Laken berichten, welches die offenkundig mit ihr befreundete Frau des Bürgermeisters Wedekint Schwanenvogel⁷⁰ ihr verkauft hätte, sie aber nicht ganz habe bezahlen können, weshalb der Rektor nun aushelfen solle. Man kann sich leicht vorstellen, wie quälend Curds Unwissenheit gewesen sein musste um die Identität der vermeintlichen Verehrerin, wie gehörig Schock und Scham über die Unhöflichkeit gegenüber einer Freundin der Bürger-

68 Dazu WEBER 2001, bes. S. 914f. BOCKMANN 2007, S. 14 mit weiterer Literatur zur Ungeübtheit weiblicher Schreiber.

69 Die Urkunden nennen sie schlicht *eyne[] frome[] fruweßnamen*, nach: SCHMIDT, G. 1865, S. 394.

70 Wedekind Swaneflogil wird zudem als Zeuge bei der Befragung und dem Schuld eingeständnis Hermanns in der dies dokumentierenden Urkunde vom 04. Februar 1459 als Zeuge genannt (vgl. SCHMIDT 1865, S. 393). Die heute noch andauernde Bekanntheit der wohlhabenden Ratsherrenfamilie Swanenfogel verdankt sich insbesondere der Reliefs am sog. ‚Junkernhaus‘ in der Barfüßerstraße Ecke Judenstraße in Göttingen, unter anderem mit den Wappen und Brustbildern der Erbauer. Vgl. ausführlich zur Familien- und Gebäudegeschichte mit Abbildungen FAHLBUSCH 1940.

meisterfamilie und wie genüßlich Hermanns Schadenfreude. Im Brief III versucht Edelint alias Hermann Konemund die Eifersucht des Geliebten zu schüren, indem sie ihm gesteht, sie habe viele Verehrer. Erst vor kaum acht Tagen wäre ein Bote im Auftrag eines Buhlen gekommen. Hermann selbst könne dies bestätigen, wenn er ihn nur fragte. Noch absurder wird es, wenn Edelint sogar andeutet, der Kuppler selbst würde ihr nun schöne Augen machen. Hermann lässt Edelint jedoch beteuern, dass ihre Sinne nur auf ihren geliebten Curd gerichtet seien (IX).⁷¹ Auch umgekehrt zeigt Edelint sich eifersüchtig; sie habe erfahren,

*dat gy iuwe synne uppe iuwe vadderen de Gerlageschen
settet: dat behaget my nicht. Ervare ek, dat gy iuwe danken
uppe se setten, so schulle gy in mynem herten neyne stede
mer heffen, dat wil ek iu loven vnde ok wol holden. (II)*

Offenbar ist Hermann über alles gut informiert, was das Privatleben seines Rektors angeht, und weiß dies wohl für seine Zwecke einzusetzen. Im Anschluss an die Eifersuchtsszene im Brief II bittet Edelint alias Hermann um einen Brief des Geliebten, den sie dann auch den Boten lesen lassen würde; schließlich muss plausibel sein, warum dieser, der nicht selbst der Schreiber sein soll, so glänzend über den Inhalt ihrer Briefe informiert ist. Auch macht sich der Bote in seinen fingierten Briefen fortwährend selbst zum Thema: Zu Beginn öfter und wortreich, als die Sache läuft, etwas weniger. 22 Mal wird insgesamt sein Name genannt. Vor allem wird seine Vertrauensseligkeit, Gewissenhaftigkeit und Ehrlichkeit⁷² als Bote,⁷³

71 *Hermans de lyt my dach vnd nacht upme halse. Nicht to dusser hyd, myn lyf, myn syn steyd uppe iw (IX).*

72 *So seght Hermans Konemunt wort to my von iu, de behagen my wol vnd met allem goyden, vnd wat Hermans my seght, des loue ek wol vnd wet, dat he nicht en luch (I). de gy Hermanse bewiseden an syntte Martens auende (II). Hermans de weyt dat vol, we he was, den fraget, de seght iu dat wol (III).*

73 *ek danke iu fruntliken vnde leyfliken vme iuwe gaue, dat gy my an myddeweken sanden by Hermanse Konemunde (II). weset des denkende, dat ek dat kryge, er ek to deme dause ga, so schal Hermans to iu komen, ven de cloke XIII sleyt (III). ek danke iu gotliken vor dat gi my sanden negentein scillinge, de gi my sanden bi Hermanse (IV). So bracte Hermans my den budel vnde ek makede iw den snor (X). So sede my Hermans gysteren von deme swartem wande, ek wyl iw de senden (X).*

Ratgeber und Zeuge der Wahrhaftigkeit von Edelints Liebe⁷⁴ betont. Drei Mal wird er als Vermittler des heimlichen Stelldicheins erwähnt,⁷⁵ sieben Mal als Empfänger von materiellen Zuwendungen, fünf Mal als Überbringer von Geld oder Briefen,⁷⁶ drei Mal als jemand, der über geheime Informationen verfügt; dass Edelints eigener Ehemann nach Kassel reisen und sich dadurch eine Gelegenheit zum heimlichen Treffen ergeben würde, erfährt sie nämlich paradoxerweise von Hermann.

Die Thematik Wahrheit und Wahrhaftigkeit wird in ganz auffälliger Weise strapaziert: Nicht nur beteuert Edelint fortwährend, dass ihre Gefühle dem Rektor gegenüber wahrhaftig seien, auch Hermann würde dies wahrlich bezeugen können, sei er doch ein Ausbund der Wahrheitsliebe und ein getreuer Zeuge. Die häufig gereimten musterhaften Einleitungen mit Begrüßung, Liebesbeteuerung und Wunsch nach Nähe des Geliebten werden ab dem Brief VIII durch Sprichwörter und sentenzenhafte Ratschläge ersetzt, welche wohl auf die schwindende Glaubwürdigkeit der Angelegenheit und mögliche Gerüchte abzielen mögen: Der Brief VIII beginnt nach einem kurzen Gruß und Liebesbezeigung geradezu verräterisch: *We de den anderen belucht vnd bedruch, de is syn erger wen iengerleyge defe*. Hermann beweist einmal mehr Mut und Witz; schließlich ist er doch beides: ein Lügner und ein Dieb. Bezeichnend, dass in diesem Brief die Geldforderung zur perfiden Erpressung gerät, welche zudem von der absolut unverschämten Feststellung begleitet wird, dem Geliebten sei es wohl inzwischen leid, dass Edelint ihn verhöhnen würde. Und weiter: *Hefe gy my leyf, gevet Hermanse soden gelt, else II gulden vnd*

74 *so wil ek iu suluen spreken vnd enwil ock nicht leygen, dat ek iu scriue, dat don ek in groter leue vnd fruntschap vnde Hermannus is des io eyn sake* (III). *des enlaten iu nich vordreten uppe de tid, else iu Harmans wol segen schal, do wert my to male lack* (IV).

75 *iu wil ek Hermanse segen, else iu schal to my bringhen, so wil wey vnser dynges wol vnder vns wol eyns werden* (III). *er gi to my komen, went sundage so moyt myn man to Kassele syn, do sede my Hermans* (IV).

76 *Dusses moge gy Hermanse Konemunde danken, geue ome 1β.edde 2 β uppe Artens avent* (I). *So heffe gy my gheleynt XVIII dn., IIβ. vnd IIIβ., de ge Hermanse geuen an synte Martens auende* (III). *Hermans Konemunt heft dat rede seyn* (V). *Nu wetet, dat ek Harmanse heffe gelouet 11 elen wandes morne to geuende* (VI). *nv halt Hermanse soden want* (VII). *Hefe gy my leyf, gevet Hermanse soden gelt* (VIII). *so also gy vnwylich syn met Hermanse umme soden gelt* (XII).

III β [...] *Heffe gy my leyf in trwen, so sendet my dat [...]*. Der Spott ist derart offensichtlich, kann er wirklich übersehen worden sein?

Die Dreistigkeiten gerade in den Beteuerungen der Wahrheit nehmen von Brief zu Brief zu. Dass es etwas gibt, das der *gülden, gülden, gülden frunt* (V), wie Curd gemeinerweise genannt wird, nicht weiß, wird ebenfalls zum Anlass der Verspottung durch Hermann. Er lässt Edelint schon im Brief II verheißen, im nächsten Schreiben *da schulle gy wat inne ervaren* und noch einmal *Mor so schulle gy wat ervaren, dat sege ec vor war*. Die Enthüllung eines Geheimnisses wiederholt die vermeintliche Verehrerin noch einmal als Ankündigung einer mündlichen Mitteilung im dritten Brief sowie mit Nachdruck im letzten Brief: *ek wyl iw spreyke, de warheyt wyl ek iw scryven, scrywet my awentlanck iwe syn: wente sonavende wyl ek iw alle warheyt scrywen*. Die versprochene Geheimnishaftung bleibt jeweils ebenso aus, wie die körperliche Zuwendung. Reizt Hermann etwa nicht auf diese Weise Vertrauen und Glaubwürdigkeit in die Liebe Edelints ungebührlich aus? Hatte er schon früh geplant, den Schwindel auffliegen zu lassen, oder ist der zwölfte Brief gar als ein implizites Geständnis zu verstehen?⁷⁷ Merkwürdig sind diese vielen eingebauten Hinweise auf den Betrug allemal, der als Rechtskaskus zusehends genauso unglaubwürdig wird wie die Liebesgeschichte überhaupt. Der eigentliche ‚Skandal‘ ist daher vielleicht gar nicht so sehr die Fälschung der Liebesbriefe als solche, sondern vielmehr, dass sie als Betrugsmittel so ungeahnt überzeugend und erfolgreich sein konnten.

Irgendwie oszillieren diese sonderbaren Texte vor dem Hintergrund der Versbrieftradition im Kontext fiktionaler Minnereden und nach ihrer Überlieferungsgegebenheit im Rahmen eines realen Rechtsfalls schwer fasslich zwischen Literarisierung und Pragmatisierung. Das Zuordnungsproblem, das schließlich auch die Wahl der Analyseinstrumentarien erfasst, wurde in der leider äußerst schnell erzählten Forschungsgeschichte der ‚Göttinger Liebesbriefe‘ unterschiedlich zu lösen versucht: Auf der einen Seite wurden sie eher makrostrukturell bewertet und fast ausschließlich die gereimten Passagen und topischen Versatzstücke

77 Dass Konemund mit den Worten, *Ek wyl iu spreyke, de warheyt wyl ek iu scryven, wente sonnavende wyl ek iu alle warheyt scryven* (XII), den Betrug explizit zugegeben hätte, wie Michels 1892, S. 67, behauptet, vermag ich in dieser Deutlichkeit nicht herauslesen.

einer Betrachtung unterzogen, um sie im motivgeschichtlichen Kontext der Briefsteller- und gereimten Minnereden-Tradition zu verorten.⁷⁸ Dabei wurde die Überlieferung als ein Betrugs- und Rechtsfall und der damit verbundene Inhalt der Briefe und dessen Funktion soweit ignoriert, dass das ‚Verfasserlexikon‘ die Briefe sogar unter dem Autornamen „Edelend Schreiber“⁷⁹ erfasst hatte. Auf der anderen Seite hat Schulz-Grobert die Briefe aufgrund ihres kriminellen Gebrauchskontexts und ihrer quasi ‚fingierten Echtheit‘ gar nicht erst in Betracht gezogen und mit den fiktionalen Versbriefen verglichen.⁸⁰ Die Vermittlung zwischen beiden Sichtweisen scheint schwierig. Trotz der gereimten Eingangspassagen der meisten Briefe und auch sonst oft wiederholten Formeln der Dienst- und Freundschaftsversicherung stünden die ‚Göttinger Liebesbriefe‘, so Wand-Wittkowski,⁸¹ dem alltäglichen Privatbrief näher „als den [literarischen] Versbriefen“,⁸² weshalb sie das Textkonvolut eher als eine Mischung von Minnerede und Brief betrachtet. Die Untersuchung der rhetorischen Mittel durch Bockmann auf mögliche Prätexte und relevante Diskurse, die auf den Verfasser eingewirkt haben mögen, förderte ebenfalls keine „eindeutige Einordnungsmöglichkeit der Briefe in einen literarischen oder pragmatischen Zusammenhang“⁸³ zu Tage.

Das vermag auch ich nicht. Angesichts der oben zusammengetragenen Beobachtungen jedoch regt sich der Verdacht, dass diese Texte weder nur als „ein charakteristischer Beitrag zur Denk- und Schreibweise der Zeit“⁸⁴ lesbar bzw. in „sitten- und kulturgeschichtlicher Hinsicht hervorragend interessant“⁸⁵ noch bloß als graphische „Manifestation [des] Prozesses“

78 Vgl. vor allem MEYER 1898.

79 KASTEN 1980, S. 355.

80 SCHULZ-GROBERT 1993, S. 122 interessiert im Zusammenhang mit den ‚Göttinger Liebesbriefen‘ lediglich Beruf und Gelehrsamkeit des Schreibers Hermann Kone-mund, um zu untermauern, dass „trivialwissenschaftliche[.]‘ Literatur und volks-sprachliche[.] Liebesbriefgedichte[.]“ in den „Entstehungs- und Gebrauchszusammen[hang]“ des „Ausbildungs- und Lehrbetrieb[es] von (Latein-)Schule und Universität“ gehörten (S. 133).

81 WAND-WITTKOWSKI 2000, S. 171–173.

82 Ebd., S. 172.

83 BOCKMANN 2007, S. 11.

84 SCHMIDT 1865, S. 385.

85 MICHELS 1892, S. 62.

„von der Oralität zur Literalität“⁸⁶ oder für die Bedeutung und Analyse rhetorischer Mittel in der Briefkommunikation des Spätmittelalters von Belang sind. Nicht vom Brief als kultur- und gattungshistorischer Kategorie, sondern von seiner poetischen, narratologischen und diskursiven Funktion in lyrischen und epischen Texten herkommend geraten auch solche literarischen Merkmale verstärkt in den Blick, welche etwa das spezifische Verhältnis von Wirklichkeit und Fiktion erhellen. Dass es sich um fingierte Liebesbriefe handelt, steht wohl außer Frage, könnte die ganze Geschichte aber vielleicht gar fiktional sein? Zu behaupten, der dokumentierte Fall nebst der ihn dokumentierenden Urkunden wäre eine reine Erfindung, würde ich nicht wagen,⁸⁷ wenn es doch seinen Reiz und sein meines Erachtens durchaus weiterführendes hermeneutisches Potential hätte. Liest man nämlich einmal versuchsweise die Briefe aus Perspektive der Minnereden und vor dem Hintergrund dessen, wie Liebesbriefe in diesen thematisiert, formuliert und ironisiert werden, geraten die vielen beschriebenen Doppeldeutigkeiten, das perfide Spiel mit dem Unausgesprochenen, welches wiederholt zu performativen Selbstwidersprüchen führt, die explizit thematisierte Spannung zwischen Wahrheit und Lüge, Liebe und Spott, Geben und Nehmen sowie das zunehmende Verschwimmen der Ich-Grenzen (zwischen dem Autor Hermann und seiner Figur Edelint) überhaupt erst in den Fokus der Betrachtung. Nicht Strategien überzeugender Briefkommunikation treten dann deutlich hervor, sondern vielmehr, wie demgegenüber mittels parodistischer Komik ihre Glaubwürdigkeit und ihr Scheitern massiv riskiert werden. Schamlose Komik und bewundernswerten Witz produziert der Fall genauso wie Tragik, Peinlichkeit, Fremdscham oder Mitleid auf Seiten des unbeteiligten Lesers, welchen die Briefe, bezweifelt man ihre

86 WEBER 2001, S. 907.

87 Es ist etwa auffällig, dass sich Edelint (alias Hermann) ausschließlich für Geldgaben und Geschenke bedankt, kein einziges Mal aber für einen Brief von Curd Hallis. Auch ist einigermaßen merkwürdig, dass die Briefe immer wieder detaillierte Aufstellungen der bereits gesandten Gelder teilweise mit präzisen Zeitangaben enthalten. Ein vorsätzlicher Betrüger (und selbst eine echte raffgierige Geliebte) dürfte wohl kaum ein Interesse an derlei Dokumentation seiner kriminellen Erpressung haben. Die Rückzahlungsversprechen sind gleichfalls in der Regel nicht allgemein, sondern enthalten Angaben zur Höhe des zu avisierenden Betrags oder Art der Wertgegenstände.

‚Originalität‘ nicht vollends, niemals hätte haben dürfen. Dass dies, wie der Betrug eben auch, funktioniert, liegt im paradoxen Verhältnis von Minnebegehren und Briefkommunikation begründet, über das wir gerade deshalb auch aus diesem obskuren Rechtsfall einiges lernen können.

6 Schluss

Schon die ‚Züricher Liebesbriefe‘ thematisieren für dieses Verhältnis den Zusammenhang zwischen Minnewahnsinn und verstandesmäßiger Minnekommunikation. So soll der Brief, welchen die von Sehnsucht geplagte Dame in B213 vom Ich geschrieben haben möchte, als Mittel diskursiver Verarbeitung und Bewältigung des Begehrens, quasi als Medizin gegen ihr Leiden, wirken. Es erweist sich dann schnell, dass dies gemessen an einem realen physischen Begehren insofern paradox ist, als dass der Brief als Medium der Kommunikation auf Distanz diese ja logisch voraussetzt und daher unterstreicht. Dass das Heilmittel versagen muss, ist vorprogrammiert, das Leiden der Dame verschlimmert sich sogar. Das Reden und Schreiben über die Minne wird von übertriebener Emotionalität und körperlicher Involviertheit gestört und verhindert. Der Brief kann eben nur ein Mittel diskursivierter Affektkontrolle sein, eines der textuellen Einhegung physischen Begehrens, der Verfeinerung des Gefühls komplementär zur Verfeinerung der literarischen Ausdrucksformen der Beschreibung dessen, was nur erwünscht, hinterfragt, bezweifelt, beklagt, versprochen oder auch nur gelogen sein kann. Der gleiche Mechanismus zeigt sich dann schließlich auch *ex negativo* in den gefälschten Briefen Hermann Konemunds. Das wiederholte Inaussichtstellen tatsächlicher körperlicher Liebeserfüllung, derer die vermeintliche Liebesdame ja nicht müde wird, muss dringend jeweils enttäuscht werden, um sowohl den brieflichen Kommunikations- als auch den Geldfluss nicht versiegen zu lassen.

Diese Kippfigur von Schriftlichkeit und Begehren, welches die Liebesbriefe in den Minnereden ausagieren, entspricht der Textsorte, so hat Ludger Lieb gezeigt, ganz allgemein. In ihnen scheint die fundamentale Schriftlichkeit der Minnerede in doppeltem Sinne auf. Wie die Versbriefe ein Fundus an Formeln, Motiven, Topoi, Bildern, Metaphern und Allegorien, Reimpaaren sowie Formaspekten mit quasi-enzyklopädischem

Charakter für einen potentiellen Briefeschreiber scheinbar zur Verfügung stellen, ist die Minnerede „die textuelle Selbstermächtigung eines Minnenden, am Minnediskurs teilzuhaben, es geht um die Einübung und Benutzung symbolischer Codes“.⁸⁸ Ich möchte sogar behaupten, dass zwischen beidem nicht nur systematisch kein Unterschied besteht, sondern es sich schlicht um die gleiche Sache handelt, da der Liebesbrief, eine von vielen medialen Spielarten des Minnediskurses in den Minnereden darstellt. Wie die Authentizität der Versbriefe im Kontext faktischer Liebeskorrespondenz allgemein höchst unwahrscheinlich sein dürfte, ist daher fraglich, inwiefern nämlich die „Verfügbarmachung einer Sprache über die Liebe“⁸⁹ tatsächlich über ihr eigenes Medium hinausreichen konnte. Der literarische Versbrief und der private Alltagsbrief haben im Grunde nichts gemeinsam,⁹⁰ selbst die Mischform wie die ‚Göttinger Liebesbriefe‘ ist die kuriose Ausnahme. Die Zweifel daran, ob der dokumentierte Betrugsfall überhaupt echt ist – oder der ganze Kasus nicht schon selbst als eine parodistische Minnerede poetische Fiktion –, mag über die textinternen Indizien hinaus auch daher rühren, dass die fingierten, aber wohl dann doch nicht fiktionalen Liebesbriefe überhaupt auf das Formelinventar der literarischen Vorlagen zurückgreifen.⁹¹

Vor diesem Hintergrund darf man zweifeln, ob die Minnerede tatsächlich als private „Selbstauskunft des Verfassers“⁹² zu verstehen ist, die einer „Codierung [seiner] Innerlichkeit“⁹³ dient, und ist fraglich, ob das „eigenhändige Schreiben sowie das Weiterreichen ephemerer privater Abschriften ‚unter der Hand‘ – oder besser: unter Freunden –“ die

88 LIEB 2008, S. 218.

89 Ebd.

90 Vgl. dazu WAND-WITTKOWSKI 2000, aber auch SCHULZ-GROBERT 1993 und schon GLIER 1971.

91 Dass man über die Genese der Überlieferungsgegebenheiten nicht zu allseits befriedigenden Antworten auf die Frage nach Authentizität, Originalität, Literarisierung und Pragmatisierung kommt, dürfte auch an den so unterschiedlichen Beispielen noch einmal deutlich geworden sein: Während nämlich die ‚Züricher Liebesbriefe‘ im kleinformatigen, gebundenen Konvolut und ihrem spektakulären Auffindungsort durchaus authentisch anmuten, treten uns die ‚Göttinger Liebesbriefe‘ gemeinsam mit den Urkunden zunächst als Rechtsakten entgegen, die einen Betrug dokumentieren, obwohl sie doch ‚echte‘ Liebesbriefe sein wollten.

92 LIEB 2008, S. 210.

93 Ebd., S. 208.

„primären Produktions- und Distributionsweisen“⁹⁴ aus Gründen der Geheimhaltung unter dem gesellschaftlich-moralischen Druck, dem ein über „Persönliches und Intimes“⁹⁵ schreibender Liebender ausgesetzt war, gewesen sein mögen. Gerade weil ja die Produktion und Reproduktion von Minnereden als „Einschreibung in den Diskurs und in der Fortschreibung des Diskurses“⁹⁶ verstanden werden muss, ist die Minnerede in hohem Maße artifiziell wie selbstreferentiell und erscheint als sich stetig selbst reproduzierendes System. Diese Artifizialität der Minnerede schließt einen gesteigerten ästhetischen Anspruch wie den Ausdruck von Autorschaft zwar nicht ein, ist aber auch nicht zwingend ihr „Gegenbegriff“⁹⁷.

Dass die traditionsreichen literarischen Ausdrucksmittel der Transzendierung und Entzeitlichung in realer Anwesenheit der Liebesdame scheitern müssen, wie in B239 erzählt wird, kann daher im Grunde gar nicht anders sein. Stefan Matter hatte im Zusammenhang mit den romanischen Minnefragen-Spielen das lusorische Moment des deutschen Dialogs betont, „wird doch damit das dem absichtlichen Missverstehen innewohnende literarische Potential – zum Beispiel der Prüfung der Beständigkeit im Werben – nicht genutzt“.⁹⁸ Narrativ gibt es keinerlei solche Entwicklung, die Werbung des Minnenden bleibt vor dem Horizont ihrer episch erprobten realen Existenzbedingungen zwar erfolglos, aber dennoch wird sein Begehren ja schließlich auf Dauer gestellt. Vorgeführt wird quasi, wenn auch im epischen Zusammenhang ironisch gebrochen, wie eine Minnerede ins Leben kommt. Die fortdauernde Minneklage des Ich im ‚Liebesgespräch‘ bleibt ja im Grunde wenig beeindruckt davon, dass ihn die Dame nicht für einen Deut ernst nimmt. Wenig unterscheidet sie etwa von Gramoflanz’ Brief an Itonje in Wolframs ‚Parzival‘ oder den ‚Züricher Liebesbriefen‘. Musterhafte Minnekommunikation, die innerhalb des literarischen Diskurses normative Verbindlichkeit beansprucht, und reales Liebeshandeln, welches in der Narration imaginiert wird, treten kaum vermittelt auseinander. Das Ich könnte noch ewig so weiterreden, ohne dass sein Begehren als solches

94 Ebd., S. 219.

95 Ebd.

96 Ebd.

97 Ebd., S. 218.

98 MATTER 2010a, S. 84.

irgendwie korrumpiert werden würde. Verdauerung ist das Programm allen Einwänden und ironischen Einwüfen der Dame zum Trotz. Denn innerhalb des Minnereden-Diskurses existiert das Begehren ja erst als diskursive und reflexive Mitteilung und Vermittlung. Daraus ergibt sich, dass es selbst lediglich als ein literarisches Faktum behandelt und im Akt „ästhetischer Sublimierung“⁹⁹ verhandelt wird. Außerhalb der literarischen Stilübung erscheinen die mittelalterlichen Versliebessbriefe denkbar ungeeignet, tatsächliche und vor allem zielführende Minnekommunikation zu bestreiten. Und das ist den Autoren der Minnereden sehr wohl bewusst, sie ironisieren in geradezu burlesk-komischer Weise den im Grunde unmöglichen Fall der Pragmatisierung des Literarischen, wenn sie die eine Dame in Ohnmacht fallen, die andere absichtlich alles falsch, nämlich wörtlich, verstehen lassen – und vielleicht sogar den Adressaten um sein Vermögen erleichtern.

7 Literaturverzeichnis

BARTSCH 1886: Karl Bartsch, Die Schweizer Minnesänger. (Bibliothek älterer Schriftwerke der deutschen Schweiz 6) Frauenfeld 1886.

BENTON 1988: John F. Benton, The Correspondence of Abaelard and Heloise. In: Fälschungen im Mittelalter. Internationaler Kongreß der Monumenta Germaniae Historica München, 16.–19. September 1986. Teil V. Fingierte Briefe, Frömmigkeit und Fälschung, Realienfälschungen. (MGH Schriften 33, V) Hannover 1988, S. 95–120.

BLANK 1989: Walter Blank, Regensburger Liebesbrief [Art.]. In: ²VL Bd. 7. Berlin u. a. 1989, Sp. 1095f.

BOCKMANN 2007: Jörn Bockmann, Zur Rhetorik der ‚Göttinger Liebesbriefe‘. In: Niederdeutsches Jahrbuch 130 (2007), S. 5–27.

BOND 1986: Gerald A. Bond, ‚iocus amoris‘: The Poetry of Baudri of Bourgueil and the Formation of the Ovidian Subculture. In: *Traditio* 42 (1986), S. 143–193.

BOND 1995: Gerald A. Bond, *The Loving Subject. Desire, Eloquence, and the power of Romanesque France*. Philadelphia 1995.

BRACKERT 1974: Helmut Brackert, *Da stuont daz minne wol gezam*. Minnebriefe im späthöfischen Roman. In: *Zeitschrift für deutsche Philologie* 93 (1974), Sonderheft: Spätmittelalterliche Epik, S. 1–18.

BRANDIS 1968: Tilo Brandis, *Mittelhochdeutsche, mittelniederdeutsche und mittelniederländische Minnereden*. Verzeichnis der Handschriften und Drucke. (Münchener Texte und Untersuchungen zur deutschen Literatur des Mittelalters 25) München 1968.

BRAUNS/THIELE 1938: *Mittelhochdeutsche Minnereden II*. Die Heidelberger Handschriften 313 und 355. Die Berliner Handschrift Ms. germ. fol. 922. Aufgrund der Vorarbeiten von Wilhelm Brauns. Hg. von Gerhard Thiele. (Deutsche Texte des Mittelalters 41) Berlin 1938. Nachdruck mit einem Nachwort von Ingeborg Glier. Dublin – Zürich 1967.

BUSSMANN 2008: Astrid Bußmann, *her sal mir deste holder sîn | swenner weiz den willen mîn*. Variationen des Liebesgeständnisses in Heinrichs von Veldeke Eneasroman. In: *Schrift und Liebe in der Kultur des Mittelalters*. Hg. von Mireille Schnyder. (Trends in Medieval Philology 13) Berlin – New York 2008, S. 83–124.

CARMAGO 1991: Martin Carmago, *Ars dictaminis, Ars dictandi*. (Typologie des sources du moyen âge occidental 60) Turnhout 1991.

ETTMÜLLER 1843: *Sechs Briefe und ein Leich nebst einigen Bemerkungen über die Frauenliebe im Mittelalter*. Hg. von Ludwig Ettmüller. Zürich 1843. Auch erschienen als: Ludwig Ettmüller, *Sechs Briefe und ein Leich nebst einigen Bemerkungen über die Frauenliebe im Mittelalter*. Mittheilungen der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich 2 (1844), S. 97–115.

FAHLBUSCH 1940: Otto Fahlbusch, *Das ‚Junkernhaus‘ in Göttingen*. In: *Gabe des Geschichtsvereins für Göttingen und Umgebung zur Fünfzigjahrfeier des Städt. Museums Göttingen*. (Veröffentlichungen des Geschichtsvereins für Göttingen und Umgebung 3) Göttingen 1940, S. 22–32.

FÜRBETH 1999: Frank Fürbeth, Zum literarischen Status der Liebesbriefe in der ‚Modi Epistulandi‘. In: Jahrbuch der Oswald von Wolkenstein-Gesellschaft 11 (1999), S. 49–64.

GLIER 1971: Ingeborg Glier, *Artes amandi*. Untersuchung zu Geschichte, Überlieferung und Typologie der deutschen Minnereden. (Münchener Texte und Untersuchungen zur deutschen Literatur des Mittelalters 34) München 1971.

GOLZ 1997: Jochen Golz, Brief [Art.]. In: Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft. Neubearbeitung des Reallexikons der deutschen Literaturgeschichte. Hg. von Georg Braungart u. a. Bd. 1. Berlin – New York 1997, S. 251–255.

HALTAUS 1840: Liederbuch der Clara Hätzlerin. Hg. von Carl Haltaus. (Bibliothek der gesammten deutschen National-Literatur 8) Quedlinburg – Leipzig 1840.

HUBER 2008: Christoph Huber, Minne als Brief. Zum Ausdruck von Intimität im nachklassischen höfischen Roman (Rudolf von Ems: *Willehalm von Orlens*, Johann von Würzburg: *Wilhelm von Österreich*). In: Schrift und Liebe in der Kultur des Mittelalters. Hg. von Mireille Schnyder. (Trends in Medieval Philology 13) Berlin – New York 2008, S. 125–145.

JUNK 1905: Rudolf von Ems, Willehalm von Orlens. Aus dem Wasserburger Codex der fürstlich Fürstenbergischen Hofbibliothek in Donaueschingen. Hg. von Victor Junk (Deutsche Texte des Mittelalters 2) Berlin 1905. Nachdruck Dublin – Zürich 1967.

KARTSCHOKE 1997: Heinrich von Veldeke, Eneasroman. Nach dem Text von Ludwig Ettmüller ins Neuhochdeutsche übersetzt, mit einem Stellenkommentar und einem Nachwort von Dieter Kartschoke. Stuttgart 1997.

KASTEN 1980: Ingrid Kasten, Edelind Schreiber [Art.]. In: ²VL Bd. 2. Berlin u. a. 1980, Sp. 355f.

KLINGNER/LIEB 2013: Jacob Klingner/Ludger Lieb, Handbuch Minnereden. Mit Beiträgen von Iulia-Emilia Dorobanțu, Stefan Matter, Martin Muschick, Melitta Rheinheimer und Clara Strijbosch. 2 Bde. Berlin – Boston 2013.

KROHN 1998: Gottfried von Straßburg, Tristan. Nach dem Text von Friedrich Ranke. Neu hg., ins Neuhochdeutsche übersetzt, mit einem Stellenkommentar und einem Nachwort von Rüdiger Krohn. 3 Bde. Stuttgart 1998.

LACHMANN 1841, Ulrich von Lichtenstein, Frauendienst. Mit Anmerkungen von Theodor von Karajan. Hg. von Karl Lachmann. Berlin 1841.

LASSBERG 1820: Lieder-Saal. Sammlung altdeutscher Gedichte. Hg. von Joseph Freiherr von Lassberg. o.O. Bd. 1. Nachdruck Hildesheim 1968.

LIEB 2000: Ludger Lieb, Minnerede [Art.]. In: Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft. Neubearbeitung des Reallexikons der deutschen Literaturgeschichte. Hg. von Georg Braungart, Harald Fricke, Klaus Grubmüller, Jan-Dirk Müller, Friedrich Vollhardt und Klaus Weimar. Bd. 2. Berlin – New York 2000, S. 601–604.

LIEB 2008: Ludger Lieb, Minne schreiben. Schriftmetaphorik und Schriftpraxis in den ‚Minnereden‘ des späten Mittelalters. In: Schrift und Liebe in der Kultur des Mittelalters. Hg. von Mireille Schnyder. (Trends in Medieval Philology 13) Berlin – New York 2008, S. 191–220.

MATTER 2010: Stefan Matter, Minne – Spiel – Gespräch. Überlegungen zu einer Minne-Gesprächskultur des späteren Mittelalters ausgehend vom ‚Nürnberger Spieleteppich‘. In: Der ‚Nürnberger Spieleteppich‘ im Kontext profaner Wanddekoration um 1400. Hg. von Jutta Zander-Seidel. (Wissenschaftliche Beibände zum Anzeiger des Germanischen Nationalmuseums 29) Nürnberg 2010, S. 75–89.

MEYER 1898: Ernst Meyer, Die gereimten Liebesbriefe des deutschen Mittelalters. Diss. Marburg 1898.

MICHELS 1892: Victor Michels, Erdichtete Liebesbriefe des 15. Jahrhunderts aus Göttingen. In: Protokolle über die Sitzungen des Vereins für die Geschichte Göttingens (1892/1893), S. 62–68.

VON MOOS 1974: Peter von Moos, Mittelalterforschung und Ideologiekritik. Der Gelehrtenstreit um Héloïse. München 1974.

VON MOOS 2003: Peter von Moos, ‚Epistolae duorum amantium‘ und die ‚säkulare Religion der Liebe‘. Methodenkritische Vorüberlegungen zu einem einmaligen Werk mittellateinischer Briefliteratur. In: *Studi Medievali* 44.1 (2003), S. 1–115.

VON MOOS 2008: Peter von Moos, Vom Nutzen der Philologie für den Umgang mit anonymen Liebesbriefen. Ein Nachwort zu den *Epistolae duorum amantium*. In: *Schrift und Liebe in der Kultur des Mittelalters*. Hg. von Mireille Schnyder. (Trends in Medieval Philology 13) Berlin – New York 2008, S. 23–47.

MOSER/TERVOOREN 1988: *Minnesangs Frühling*. Unter Benutzung der Ausgaben von Karl Lachmann und Moriz Haupt, Friedrich Vogt und Carl von Kraus. Bearbeitet von Hugo Moser und Helmut Tervooren. 38., erneut revidierte Auflage. Stuttgart 1988.

MUSCHICK 2013: Martin Muschick, *Minne in Briefen*. Studien zur Poetik des Briefwechsels in der Erzählliteratur des Spätmittelalters und der Frühen Neuzeit. (Beiträge zur älteren Literaturgeschichte) Heidelberg 2013.

NOVATI 1893: Francesco Novati, *Il lombardo e la Lumaca*. In: *Giornale storico della letteratura italiana* 22 (1893), S. 335–353.

OLTIMANN 1979: Bernhard O. Oltmann, Göttinger Skandal: Liebesbriefe waren gefälscht. In: *Göttinger Jahresblätter* 2 (1979), S. 35–38.

POLAK 1975: Emil J. Polak, *A textual study of Jacques de Dinant's Summa dictaminis*. Genf 1975.

REGEL 1906: *Johanns von Würzburg Wilhelm von Österreich*. Aus der Gothaer Handschrift hg. von Ernst Regel. (Deutsche Texte des Mittelalters 3) Berlin 1906.

RITTER 1897: *Albert Ritter, Altschwäbische Liebesbriefe*. Eine Studie zur Geschichte der Liebespoesie. (Grazer Studien zur deutschen Philologie 5) Graz 1897.

ROCKINGER 1863: *Ludwig Rockinger, Briefsteller und Formelbücher des elften bis vierzehnten Jahrhunderts*. (Quellen zur bayerischen und deutschen Geschichte IX, 1 und 2) München 1863/64.

ROSENFELD 1991: *Herzog Ernst D.* (wahrscheinlich von Ulrich von Etzenbach). Hg. von Hans-Friedrich Rosenfeld. (Altdeutsche Textbibliothek 104) Tübingen 1991.

RUHE 1975: *Ernstpeter Ruhe, De Amasio ad Amasiam*. Zur Gattungsgeschichte des mittelalterlichen Liebesbriefes. (Beiträge zur romanischen Philologie des Mittelalters 10) München 1975.

SCHALLER, D. 1966: *Dieter Schaller, Probleme der Überlieferung und Verfasserschaft lateinischer Liebesbriefe des hohen Mittelalters*. In: *Mittellateinisches Jahrbuch*. Hg. von Karl Langosch. Köln 1966, S. 25–36.

SCHALLER, D. 1977: *Rezension zu RUHE 1975*. In: *arcadia* 12 (1977), S. 307–313.

SCHALLER, H. M. 1988: *Hans Martin Schaller, Scherz und Ernst in erfundenen Briefen des Mittelalters*. In: *Fälschungen im Mittelalter*. Teil 5: *Fingierte Briefe, Frömmigkeit und Fälschung, Realienfälschungen*. (Schriften der Monumenta Germaniae Historica 33) Hannover 1988, S. 79–94.

SCHIENDORFER 1988: *mine sinne di sint mine*. Zürcher Liebesbriefe aus der Zeit des Minnesangs. Bearb. von Max Schiendorfer. Zollikon 1988.

SCHIENDORFER 1999: Max Schiendorfer, *A Booklet of Love Letters* [from about 1300]: Document of a Private Love Affair? In: *Jahrbuch der Oswald von Wolkenstein-Gesellschaft* 11 (1999), S. 75–82.

SCHMIDT 1865: Gustav Schmidt, *Erdichtete Liebesbriefe des 15. Jahrhunderts in niederdeutscher Sprache*. In: *Germania* 10 (1865), S. 385–394.

SCHNELL 1981: Rüdiger Schnell, *Grenzen literarischer Freiheit im Mittelalter: I. Höfischer Roman und Minnerede*. In: *Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen* 218 (1981), S. 241–270.

SCHUBERT 1999: Martin J. Schubert, *Ich bin ein brief unde ein bode*. The Relation of Oral and Written Messages in Thirteenth Century Literature. In: *Jahrbuch der Oswald von Wolkenstein-Gesellschaft* 11 (1999), S. 35–47.

SCHULZ-GROBERT 1993: Jürgen Schulz-Grobert, *Deutsche Liebesbriefe in spätmittelalterlichen Handschriften. Untersuchungen zur Überlieferung einer anonymen Kleinform der Reimpaardichtung*. (Hermaea 72) Tübingen 1993.

SOWINSKI 1979: Herzog Ernst. *Ein mittelalterliches Abenteuerbuch*. In der mittelhochdeutschen Fassung B nach der Ausgabe von Karl Bartsch mit den Bruchstücken der Fassung A. Hg., übersetzt, mit Anmerkungen und einem Nachwort versehen von Bernhard Sowinski. Durchgesehene und verbesserte Auflage. Stuttgart 1979.

TRAEDE 1970: Klaus Traede, *Grundzüge griechisch-römischer Briefftopik*. (Zetemata 48) München 1970.

VALOIS 1880: Natalis Valois, *De arte scribendi apud Gallicos medii aevi scriptores rhetoresve*. Paris 1880.

WAND-WITTKOWSKI 2000: Christine Wand-Wittkowski, *Briefe im Mittelalter. Der deutschsprachige Brief als weltliche und religiöse Literatur*. Herne 2000.

WEBER 2001: Ulrich Weber, *Hermannus bekande, dat he sodanne breue all, wo wol id twyerleie schrift gestalt were, mit siner hand – vnde de so verwan-*

delt – geschreuen hedde. Zu echten und gefälschten Schriftstücken ungeübter Schreiber aus Spätmittelalter und Frühneuzeit. In: *Vulpis Adolatio*. Festschrift für Hubertus Menke zum 60. Geburtstag. Hg. von Robert Peters, Horst P. Pütz und Ulrich Weber. (Germanistische Bibliothek 11) Heidelberg 2001, S. 907–918.